Die groſze Loge

oder

der Freimaurer mit Wage und Senkblei.

Von dem Verfaſſer der Beiträge zur Philoſophie des Lebens.

Berlin,
bey Ernſt Feliſch 1793.

Die Feier der Geburt des Lichts.

So wie die Alten an ihren Geburtstägen ihrem Genius opferten, und in ihm den beſſern unſterblichen Theil ihres Weſens verehrten, ſo wollen wir auch heute die Entſtehung des Schönen und Edlen feiern, das unſere heiligſten Bande knüpft und von der Vorwelt in ihrer älteſten Sprache durch Zeichen uns überliefert iſt, die unſere Gedanken auf das Weſen der Dinge heften, und uns lehren ſollen, die Täuſchung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterſcheiden; den innern Werth der Menſchheit von jeder ſchimmernden Umgebung zu ſondern; bei der Unſchuld die Macht, bei der Aufrichtigkeit den Verſtand, bei dem Verdienſt die Hoheit, bei der ſtillen Weisheit die Würde zu ſuchen. —

Dieſe erhabenen Lehren wollen wir vor unſere Seelen rufen, und den Geiſt beſchwören, der unſer Heiligthum beſeelt, daß er den todten Buchſtaben lebendig mache, und neue verjüngte Kraft in unſern Buſen hauche, das Kleinod zu erreichen, wornach der Weiſe ſtrebt, das uns allein uns ſelber ſichert, in unſere Seelen tiefen Frieden ſenkt und heitern Sonnenſchein. — Vor welchen Gram und Sorgen wie leichte Nebel fliehn. —

Wir ſtreben nicht umſonſt — denn feſtlich glänzt der Edelſtein in der Maurerkrone, den ſie von treuer Hand beſitzt — ihn trüben keine Flecken — er ſtrahlet rein des Himmels Glanz zurück — und iſt dem Lichte nah verwandt. — Die Weiſen, die ihn fanden ſind entſchlummert, und haben ihr Leben ganz genoſſen. —

Soll denn ihr Geiſt nicht auf uns ruhen, und ſollen wir nicht auch der höhern Weisheit Schüler ſeyn? — Soll der Gedanke nicht in uns erwachen, daß ein Geiſt in alles Leben haucht? und daß ſein Athem uns durchweht? —

Daß

Daß Offenheit und Reinigkeit des Herzens, uns unſerm Urſprung näher bringt? — Soll nicht das Auge ſich gewöhnen, ſich mit des Lichtes reinem Anblick zu begnügen, wornach die kindiſche Hand vergeblich greift? —

Soll ernſtes Nachdenken nicht die Seele unſerer Verſammlungen ſeyn — oder ſollen die Kerzen flammen, um Gauckelwerck zu leuchten, nud die Schläge der Hämmer nie den ſchlummernden Geiſt aus ſeiner Trägheit wecken? Oder iſt auch der ein Maurer, der weder im Ganzen ordnet, noch Steine zum Gebäude trägt? —

Soll hier nicht das Geiſtige aus der Maſſe ſich entwickeln, und die Menſchheitsflamme höher lodern — wozu denn der erborgte Schimmer, von einer Weisheit die nichts nutzt, und einem verborgenen Kleinod das nichts frommt? — Die Tage des Maurers ſind doppelt geweihet, von dem Tage an, wo er das Licht erblickte — wozu ſonſt der Eintritt in einen Orden, der die geſunkene Menſchheir aus ihrem Schlummer wecken, ein höheres Leben wieder in ihr anfa-

chen, Trägheit, Weichlichkeit, und Furcht verbannen, und zu einem edlen Eifer für Wahrheit und Tugend den Muth anfachen ſoll? —

Der Hammerſchlag ertönt: wo ſind die entflohenen Tage hin? — Die Mitternacht rückt näher: noch weilen dieſe laſſen Hände? — Soll denn der Vorhang fallen, ehe noch die Arbeit beginnt. — Daß eine Arbeit beginnen ſoll, tönt ſtets in unſer Ohr — aber der Arbeit Vorbild ſoll nicht die Arbeit ſelber ſeyn — wir verſammlen uns hier in feierlicher Stunde, um jedesmal das Leben im Ganzen uns vorzubilden, und gleichſam die Grundlinien zu dem Lebensplan zu ziehen. — Wir lauſchen auf der Weisheit hohen Kinderunterricht, und lernen daß Wahrheit mit der Unſchuld ſtets verknüpfet ſey. —

Nun aber ſoll ihr Unterricht uns bilden, und unſere Sinne auf höhere Dinge lencken, die wohl des Forſchens werth ſind; auf unſers Daſeyns Zweck, auf die Veredlung deſſen, was in uns denkt und handelt — auf das,

was uns umgiebt, worin wir ſind und leben, auf jene Harmonie worin ſich alles zu einem Ganzen fügt, und auf den Geiſt der Ordnung, der im Ganzen herſcht. —

Hier fallen die Mauern nieder, die Loge iſt unbegrenzt; von jenem Geiſt durchweht, reicht ſie vom Aufgange bis zum Niedergange, und ihr Urſprung bis an der Welt Anbeginn. — Darum freuen wir uns der anbrechenden Morgenröthe, und feiern im innerſten Heiligthum die Geburt des Lichts aus der alten chaotiſchen Nacht. — Den Urſprung alles Gebildeten aus der unförmlichen Maſſe. — Die Entwickelung, alles Vollkommenen aus dem Unvollkommenen. — Die Entſtehung reiner Gedanken aus der Hülle der Vorurtheile. — Den Anfang des Erwachens alles Lebens und aller Würkſamkeit aus dem Schlummer des Todes und der Trägheit. —

Und dieſe Feier ſoll uns wecken, daß wir den leiſen Laut vernehmen, der von der ewigen Harmonie in ſterbliche Ohren tönt: — daß das

Vergangene nicht vergangen, und das Entſchwundene nicht entſchwunden ſey — daß alles in jener Harmonie ſich wieder finde, in welche Bildung und Zerſtörung einſt Hand in Hand hinüber gehen — daß wenn ein ſchwacher Schimmer des höchſten Schönen ſich uns zeigen kann, es auf dem Punkte ſey, wo es aus der über unſerm Haupte ſchwebenden Zerſtörung uns wieder entgegen lächelt — denn nur die Erſcheinungen und Geſtalten gehen vorüber, das Weſen aber bleibt. — Die Hülle welkt und ſinkt — Weisheit und Tugend aber ſind ewig jung und ſchön — das Schreckenbild der Nacht verſchwindet — und über der ausgelöſchten Fackel ſteht noch im ſanften Schimmer, der Knabe mit blühendem Antlitz da. —

Des Lehrlings erſte Probe.

Nur wenig Worte rufen unſre Meiſter
Noch dem neu aufgenommnen Bruder zu:
Der Maurerlehrling ſieht nichts Neues.
Er tritt in einen alten Orden,
Dem die geſunkne Menſchheit untreu ward —
Er kehrt zu dem Geſetz und zu der Klarheit wieder,
Wovon der Aberglaube und die Thorheit wich —
Nach Oſten wendet ſich ſich ſein Blick,
Und ſucht die Spur des erſten Schimmers wieder,
Der vor den Sterblichen in Nacht und Dunkel ſich gehüllt;
Dem ſanften Lichte ſind die Wände vorgeſchoben,
Wodurch das nah Verwandte ſich voneinander trennt
Was dieſe Scheidewand durchbricht,
Soll in des Lehrlings Buſen
Der Meiſter Unterricht entflammen.

Verachtung der Gefahr, die uns Zerſtörung droht,
Soll nicht auf ungewiſſen Schein,
Soll auf der Weisheit tiefem Grunde ruhn,
Und aus der mitternächtlichen Zerſtörung ſoll,
Das Licht mit neuem Schimmer brechen.
Denn gränzt nicht Tod und Leben
Im All der Schöpfung an einander,
Und iſt es nicht der erſte Schritt ins Heiligthum,
Dies ewige Geſetz mit Schweigen zu verehren?
Und dann voll Muth die Bahn des Lebens wieder zu betreten,
Und warten auf den günſt'gen Augenblick,
Der uns zur Wirkſamkeit, zur edlen That uns ruft,
Womit wir unſer Erdenleben krönen,
Bevor des Grabes Nacht uns deckt.

Amint.

Amint
oder
kann die Vernunft beleidigt werden?

Was iſt Beleidigung?

Beleidigt mich der Stein, an den ich mich ſtoße? Der Regen der mich durchnetzt? Die Mücke, die mich ſticht?

Wäre es nicht kindiſch, den Stein mit meinem Stabe zu ſchlagen, an den mein Fuß ſich ſtößt?

Wäre es nicht lächerlich, den Regen zu ſchelten, der mich durchnetzt?

Und wäre es nicht ungereimt, mich über die Bosheit der Mücke zu ärgern, die mich mit ihrem Stiche verletzt.

Aber ich wälze den Stein, an den ich mich geſtoßen habe, meinem Nachfolger zu Liebe, hinweg.

Ich hülle mich gegen den durchnetzenden Regen in den ſchützenden Mantel.

Ich bedecke meine Hand mit dem ledernen Handſchuh gegen den Stich der Mücke.

Man tadelt den Wolf über ſeine Gefräßigkeit, den Löwen über ſeinen Grimm, den Geier über ſeine Raubſucht.

Aber das Schaf fliehet den Wolf, die Taube verbirgt ſich vor dem Geier, der erſchrockne Wanderer vor dem Grimm des Löwen.

Wenn irgend etwas fähig iſt, bei einer Beleidigung, die uns zugefügt wird, das Gemüth zu beruhigen, und den Tumult rachſüchtiger Gedanken zu ſtillen, ſo iſt es die Fra-

ge:

ge: was mag denjenigen, der uns gekränkt hat, wohl bewogen haben ſo und nicht anders zu handeln? —

Dieſe einzige Frage iſt fähig, allen unſern Gedanken eine andre Richtung zu geben. Statt daß ſich vorher das Unangenehme und Nachtheilige in unſrer Ideenreihe zuſammen ſtellte, und über unſre Denkkraft herrſchend wurde, ſo wird nun, da wir den Weg der Unterſuchung einſchlagen, auf einmal diejenige Kraft, welche vorher durch lauter unangenehme Vorſtellungen belaſtet war, von dieſer ihrer Laſt wieder befreit, und alles ordnet und ſtellt ſich nun nach einem ganz andern Maßſtabe, da wir uns unſer eigenes Ich nicht mehr allein zum Augenwerk nehmen, ſondern uns gleichſam auſſer uns ſelbſt verſetzen, indem wir den Triebfedern von Handlungen nachſpüren, die gegen uns gerichtet ſind. Wir fühlen uns hiebei in die Nothwendigkeit verſetzt, uns ſelber mit einer Art von Gleichgültigkeit zu betrachten, weil uns ſonſt eine kaltblütige Unterſuchung ganz unmöglich ſeyn würde.

Amint.

A m i n t.

An einem trüben Tage wanderte Amint voll Unmuth aus ſeiner Stadt, einem Dörfchen zu, wo er eine einſame Wohnung hatte, und ſich und ſeinen Kummer zuweilen einige Tage lang verbarg.

Er hatte in ſeiner Stadt, die er regieren half, mit ſo viel Widerſpruch und Hartnäckigkeit zu kämpfen, ſahe ſich ſo oft verkannt, und ſeine beſten Abſichten ganz mißdeutet, daß er die wenigen Tage, wo er dieſem Gewühl entfliehen konnte und in der freien ofnen Natur einmal wieder ſich ſelber lebte, mit Sehnſucht herbei wünſchte eh ſie kamen, und mit Wehmuth zurück wünſchte, wenn ſie entflohen waren.

Um ſeinem Körper eine heilſame Bewegung zu machen, pflegte er nach ſeiner ſtillen Heimath zu Fuße zu reiſen. Als er nun diesmal ſeine

Wande-

Wanderung antrat, war der Himmel ſo trübe, wie ſeine Seele.

Er ging mit ſchwerem Herzen aus den Thoren ſeiner Stadt, wo er ſo manchen Stein des Anſtoßes fand, deſſen Wegräumung ihm unmöglich ſchien, und der nun belaſtend auf ſeiner Seele lag.

Der Himmel wurde immer unfreundlicher; die Wolken zogen ſich zuſammen, und es dauerte nicht lange, ſo ſchoß der Regen in Strömen herab, und der Sturmwind jagte dem Wanderer die Tropfen ins Geſicht.

Amint ertrug Näſſe und Kälte, denen er ſich freiwillig ausgeſetzt hatte, mit unerſchütterlicher Geduld. — Was ihn quälte war der Gedanke an ſeine Mitbürger, deren Wohl er mehr als einer unter ihnen zu Herzen nahm, und die ihn ſo ſehr verkannten.

Er zählte eine Anzahl perſönlicher Feinde, die es ſich auf das eifrigſte angelegen ſeyn ließen,

ihm in allen ſeinen Plänen entgegen zu arbeiten, und ſelbſt das Gute zu verhindern, von deſſen Nutzen ſie überzeugt waren, ſo bald es derjenige bewirken wolte, dem ſie dieſe Ehre mißgönnten.

Amint, deſſen zärtliches Herz dieſe Menſchen nicht haſſen konnte, kränkte ſich im Innerſten ſeiner Seele, und härmte ſich ab, daß ſeine beſten Abſichten ſo oft ohne Schuld vereitelt wurden.

Er fühlte, daß es Menſchen gab, die nicht ſo gut waren, wie er, und die doch, ſeiner Meinung nach, ihrer Natur gemäß, ſo gut ſeyn muſten. Neid und Boßheit ſchienen ihm etwas unnatürliches und brachten einen Mißlaut in ſeine Ideen und Empfindungen.

Er konnte ſich aus dem Gewirr des menſchlichen Eigennutzes, der ihn allenthalben umklammerte, nicht heraus finden; und indem er ſo in trüben Gedanken fortging, achtete er nicht auf Wind und Regen, bis nach und nach der Himmel ſich wieder aufklärte, die Wolken ſich zertheilten, und die Sonne wieder mit ihren erwärmenden

Strahlen ſchien, welche auch ihn ſo wie er fort-ſchritt, mit neuer verjüngter Lebenskraft erfüllten, und durch eine geheime Sympathie, welche zwi-ſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt obwaltet, die trüben Gedanken aus ſeiner Seele verſcheuchten, daß ſanfte und ruhige Ueberlegung allmälig Platz fand.

So wie der Wanderer nun, da es ſchon gegen Abend gieng, ſeine Schritte verdoppelte, und indem er mit einiger Anſtrengung einen Hügel hinanſtieg, ſein Blut in lebhaften und ſchnellern Umlauf kam, däuchte es ihm, als ob er über ſeine äuſſern Verhältniſſe eine noch nie gekannte Beruhigung bei ſich empfinde, die ſich auf einen Gedanken gründete, der ſich während dieſer Wanderung in ſeiner Seele gebildet hatte, oder vielmehr reif geworden war und ſich ſeiner Entwickelung näherte, nachdem er lange ſchon in einer Art von Hülle geſchlummert hatte, worin er durch das umgebende Geräuſch verſchloſſen ge-halten wurde, durch die erſte ruhige und einſame Stunde aber zum Durchbruch kam.

Der

Der willkomne Sonnenſchein, welcher auf den unangenehmen Regen folgte, veranlaßte in ſeiner Seele eine ſtillſchweigende Harmonie mit der ganzen Natur, worin allmählig alle Diſſonanzen ſich auflößten, und auch ſeine äuſſern Verhältniſſe zu den Menſchen ſich ihm in einem mildern Lichte darſtellten, als bisher.

So wie er der groſſen Natur jetzt in ihr erheitertes Antlitz ſchaute, traten auch die Geſichtszüge ſeiner Feinde, einer nach dem andern vor ihm auf, und die erbittertſten Mienen ſchienen ſich zu einem zufriedenen Lächeln aufzuklären, ſo wie er jetzt mit ſeinen Gedanken ihnen entgegen kam, und in einem ſüßen Traume von allgemeiner Verſöhnung ſie alle wieder an ſeinen Buſen drückte.

Dieſer ſüße Traum verſchwand zwar wieder, aber der Eindruck von dem zufriedenen Lächeln jener ſonſt ſchadenfrohen und hämiſchen Geſichter verloſch nicht wieder; es wurde ihm, ſo wie dieſe Vorſtellung fortdauerte, mit jedem Moment einleuchtender, daß auch auf dem verzerrteſten,

und

und durch Neid und Mißgunſt entſtellteſten Geſichte, dennoch ein Fleck zu finden ſey, wo in irgend eine Falte oder Runzel, jenes zufriedene Lächeln wohne, daß durch irgend eine ſanfte und angemeßne Behandlung auch hier noch könne hervorgebracht werden.

Und ehe noch Amint ſein Dörfchen erreichte war es ihm, als ob ein ſchwerer Stein von ſeinem Herzen abgewälzt wäre,. und als ob er diesmal um ein großes erleichtert und zufriedner in ſeine Stadt zurükkehren würde; ob ſich gleich in ſeinen äuſſern Verhältniſſen nicht das Mindeſte verändert hatte.

Die Veränderung, wodurch ſich alles um ihn her nun anders ſtellte und ordnete, war in ihm ſelber vorgegangen, und durch lange und bittere Erduldungen vorbereitet.

Er hatte ſeinen Feinden und Beleidigern von ganzem Herzen verziehen, aber er fühlte ſich doch noch immer gekränkt und beleidigt; es war ihm, als ob er eine Krankheit

oder einen Schmerz an ſeinem eigenen Körper erduldete, wenn denkende Weſen ſeines gleichen, mit denen er ſich ſo nahe verwandt fühlte, ihm zu ſchaden ſuchten.

Ihn ſchmerzte jene Geſinnung mehr als der Schaden, der ihm zugefügt wurde; ſein Geiſt konnte ſich aus den Zweifeln nicht heraus finden, die ihm oft hierüber aufſtießen, daß eine ſolche disharmoniſche entzweiende Verſchiedenheit zwiſchen Weſen einer Gattung ſtatt finden müſſe — daß es neben fühlbaren Seelen ſo ganz gefühlloſe, oder vielmehr neben ſo ganz gefühlloſen noch fühlbare Seelen gäbe. — —

Die

Die Klage im Trauerhauſe.

Der Meiſter iſt erſchlagen — allein auf
ſeinem Grabe
Blüht die Akazia, und iſt uns eine Spur
Wo wir den viel Beweinten wieder finden.
Wir ſpähen durch die Nacht des Grabes
Dem immerwährenden Verluſte nach,
Der uns an ein entflohnes Gut erinnert,
Wovon uns nur die dunkle Ahndung blieb.
O hier in dieſem düſtern Trauerorte
Wo ſich des Tages Glanz vor uns verdeckt
Und Schrecken-Bilder der Verweſung drohen,
Iſt eine Freiſtatt des entbundnen Geiſtes,
Der ſeinen höhern Urſprung in ſich fühlt,
Und nach entflohnem Glück ſich ſehnt.
Hier dämmert aus der Nacht des Grabes
Ein ewig ſanftes Morgenroth —

Was oft dem Sterblichen in müden Stunden
Erquickung, Labſal iſt —
Ein leiſer ſchnell entſchlüpfender Gedanke
An etwas, das die Sprache nicht benennt,
Wovon ſich die geheime Spur
Im folgenden Momente ſchon verwiſcht,
Das iſt es, was gleich dem hervorgelockten Funken
Uns hier durchſchüttern und das wankende Gemüth,
Auf einen Punkt hinheften ſoll
Der immer vor der Seele ſchwebt
Und immer wieder ſich dem Blick entzieht —
Das edle Gleichgewicht des Willens und der Kraft
Das endlich den empörten Geiſt beruhigt,
Und ſeine Band' ihn willig tragen läßt,
Bis eine ſanfte Hand ſie lößt,
Und durch das Chaos und die Nacht,
Die Lieb' ihm Flügel leiht,
Und ſich mit ihm vermählt.

Die Klage um den redlichen Bürger.

Der auf unbeſcholtnem Pfade
Das Ziel ſeiner Laufbahn erreicht hat;
Der nicht ſchmeichelte, und ſich nicht ſchmeicheln ließ,
Und ſeiner Seele Bild beſtändig
In ſeinem edlen offnen Antlitz trug;
Der keine Gönnermiene erkünſtelte,
Und nicht mit ſüßen Worten,
Sondern mit Hülf und That
Den Dürftgen tröſtete,
Ein Feind zweideutigen Verſprechens;
Taub der Stimme der glattzüngigen Chikane,
Aber nicht taub der Stimme des Flehenden;
Der zugleich mit der Bürde des Alters
Die Bürde unzähliger drückender Geſchäfte trug,
Und doch den ſanftern Muſen

Nicht abhold ward,
Und Künſte und Wiſſenſchaften
Mit warmen Eifer
Und thätiger Hülfe pflegte:
Dem Manne weinen wir nach,
Ihn klagen ſeine Lieben,
Der Cirkel ſeiner Freunde weint um Ihn,
Und alle die Betrübten, deren Troſt er war,
Und alle Redlichen beweinen mit unverſtellten Zähren
Den Verluſt des Edlen.
Wir klagen ihn mit ſtummen Schmerz;
Aber er hat ſich in unſern Herzen
Ein Denkmal aufgebaut,
Das die Zeit nicht zerſtören kann.

Die

Des Maurergeſellen Wanderſchaft.

Welch ein ſchönes Symbol des immer thätigen aber zugleich mit Gefahren umringten Lebens, ſind dieſe Reiſen mit dem auf die Bruſt gekehrten tödlichen Stahl, der aber vor dem, der muthig fortſchreitet, wie Nebel zurück weicht, indes dem Wanderer jene Muſik aus der Ferne entgegen tönt, die ſeinen ſinkenden Muth belebt, und ihn aufs neue anſpornt, nicht eher zu ruhen, bis er das Ziel erreicht hat.

Dem reifer gewordenen ſind nun die Augen geöfnet, er ſieht nun die Gefahren, die ihm drohen; keine wohlthätige Binde umhüllt nun mehr, wie vormals, ſeinen Blick.

Darum bedarf er jetzt eines tröſtenden Zuſpruchs mehr, wie ſonſt, und ſein Ohr iſt zugleich eröfnet, den aufmunternden Geſang zu hören, der ehemals für ihn ſchwieg; und es wächſt mit der Gefahr ſein Muth. —

Doch, wollen wir nicht Bilder durch Bilder aufzuklären ſuchen! Laßt uns eilen, aus der Region der Phantaſie in das Gebiet der ruhigen kalten Vernunft herabzuſteigen, damit auch wir deſto ſichrere Schritte thun. — Laßt uns die einfache Frage beantworten:

Was heißt ein Freymaurer-Lehrling, ein Freimaurer-Geſelle? Was heißt ein Freimaurer überhaupt? —

Ein freier Maurer heißt eigentlich ein freier Menſch. — Maurer aber ſagt mehr; es bedeutet einen thätigen, unternehmenden Menſchen der etwas bauet, das heißt, etwas mit Zweck und Abſicht unternimt.

Wer nicht auf eine vernünftige Weiſe thätig iſt, der braucht auch nicht frey zu ſeyn. — Der unthätige Menſch ſey ſein ganzes Leben hindurch in einem Kerker eingeſperrt — die Welt wird nichts dabei verlieren. — Der Maurer ſoll aber noch mehr, als bloß mit Zweck und Abſicht thätig ſein — denn wer iſt das nicht? —

So lange wir bey Vernunft ſind; haben wir immer einen gewiſſen Zweck und Abſicht bey allem was wir unternehmen. — Nur Schade, daß wir ſo oft dieſer Zweck ſelber ſind. — Ein Maurer bauet ja nicht für ſich allein, indes ſein Nachbar ohne Obdach, Froſt und Regen ausgeſetzt iſt — auch bauet er nicht bloß für die Zeit, worin er lebt; ſondern ſeine feſten Mauren ſollen noch lange nach ſeinem Tode, dem Einwohner ein ſüßer Schutz, dem Gaſt und dem Fremdling eine willkommne Herberge ſeyn. —

Die Maurerei, nicht einmal als Bild, ſondern an und für ſich ſelbſt betrachtet, iſt auf die Weiſe ſchon eine der größten, gemeinnützigſten und edelſten Unternehmungen des menſchlichen Geiſtes. —

Als Bild betrachtet aber iſt ſie das ſchicklichſte Symbol, um eine große, edle, uneigennützige Thätigkeit zu bezeichnen, wobei wir nicht uns ſelber zum Mittelpunkte machen, ſondern außer uns ins Ganze wirken — und nur eine ſolche Thätigkeit iſt es, die freien Spielraum haben muß. —

Alſo ein mit Zweck und Abſicht uneigennützig thätiger Menſch, der bey ſeinen Unternehmungen ſo wenig wie möglich eingeſchränkt iſt — iſt ein Freimaurer —

Dieſe Thätigkeit iſt eine edle Thätigkeit, edel aber iſt nur dasjenige, was nicht gemein iſt, wie z. B. ein Edelgeſtein — nun ſind aber eigennützige Unternehmungen immer gemeiner, als uneigennützige, weil ſie weniger Anſtrengung erfordern, ja man hält ſie ſogar der menſchlichen Klugheit gemäßer.

Zum uneigennützigen Handeln gehört alſo Uebung, welche bey dem Freimaurer Lehrling vorzüglich ſtatt finden muß, ſo daß er, wenn er in den Geſellengrad tritt, ſchon eine Fertigkeit darin erhalten hat. —

Und wer ſich ſolcher Handlungen nicht bewußt wäre, und vielleicht nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, etwas zu thun, wovon der Nutzen nicht auf ihn zurückfiele, und wobei er gewiſſer maßen ſeinen eigenen Vortheil aufopfern

müßte,

müßte, der verdiente auch ſicher den Nahmen eines Freimaurers nicht. —

Wodurch werden aber nun dieſe edlen und uneigennützigen Beſtrebungen anders eingeſchränkt, als durch die Furcht?

Daher ſchienen auch alle Symbole vorzüglich mit darauf abzuzwecken, wie ein Freimaurer die Furcht verlernen ſoll. —

Eins der größten Hinderniſſe einer uneigennützigen Thätigkeit iſt eben die Menſchenfurcht oder eine falſche Gefälligkeit, wodurch gewiß mehr Gutes in der Welt verhindert iſt, als man glauben ſollte. —

Denn es iſt ja natürlich, daß einer der uneigennützig handelt, dem Eigennützigen, welcher alles auf ſich bezogen haben will, ſehr oft in den Weg kommen, und alsdann die Geſetze der Höflichkeit mit denen der Gerechtigkeit und Billigkeit zuſammenſtoßen. —

Hier

Hier iſt es eben, wo der Freimaurer frei und nicht nach Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit handeln muß — darum übt er ſich bei unſern Zuſammenkünften, die Menſchen als ſich alle gleich und als Brüder zu betrachten, damit er ſich nicht durch das Verhältniß der Stände abhalten läßt, das zu thun, was er für recht hält. —

Er wird deswegen kein Aufwiegler — denn er lernt ſich der Nothwendigkeit unterwerfen; — wo er keine Möglichkeit ſieht, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung abzuhelfen, da verſchwendet er ſeine Kräfte nicht vergeblich, um ſie auf Fälle zu ſparen, wo ſich ihm beſſere Ausſichten eröfnen. —

Er weiß, daß er ſich dem Sturme, dem Ungewitter, der Krankheit, dem Tode unterwerfen muß, die alle ſtärker ſind, als er; weil es vergeblich, weil es lächerlich ſeyn würde, dagegen anzukämpfen. —

Eben

Eben ſo wie dem unwiederſtehlichen Druck der Luft, unterwirft er ſich jeder ſtärkern Macht, der er nicht wiederſtehen kann, und in dieſer Unterwerfung, in dieſer Reſignation findet er eben ſeine höchſte Freiheit. —

Er findet ſie darin, daß er nichts will, was er nicht kann, aber daß er auch alles will, was er kann.

Und der Menſch kann erſtaunlich viel, wenn er alle ſeine Beſtrebungen auf ein einziges Ziel hinrichtet. —

Er hat ſich auf die Weiſe die thieriſche Schöpfung, er hat ſich die Elemente unterwürfig gemacht. — Wie vielmehr können alſo nicht die vereinigten Kräfte vieler Menſchen ausrichten, wenn ſie alle auf ein Ziel hinarbeiten — ſich unter einander zu vervollkommnen, unter einander wechſelſeitig ihren Muth zu beleben, und ſich gemeinſchaftlich in der Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit zu üben. —

Eine

Eine geringe Anzahl mäßiger, ſtandhafter, und uneigennützigen Menſchen, die ſich alle zu einem Zwecke vereinigten, würden, wenn ſie mit der gehörigen Klugheit zu Werke gingen, in der Welt Wunder = Dinge ausrichten. —

Allererſt muß freilich auf die innere Vervollkommung hingearbeitet werden. —

Der Menſch, der andern Glückſeligkeit und Zufriedenheit mittheilen will, muß erſt ſelbſt völlig glücklich und zufrieden ſeyn. —

Das wird er aber bloß durch Mäßigung ſeiner Begierden, und eine völlige Reſignation.

Wer ſich von der gewöhnlichen Klaſſe der Menſchen durch ein höheres Freiheitsgefühl unterſcheiden will, muß nothwendig gelernt haben, jedes Gut des Lebens zu beſitzen, ohne ſich zu fürchten, es zu verlieren. Denn nur alsdann iſt ihm der Genuß geſichert. —

Der genießt ſicher ſein Leben am meiſten, der es am wenigſten zu verlieren fürchtet — und der

handelt

handelt auch am freiſten. — Daher beziehen ſich unſre Symbole ſo häufig auf eine gewiſſe Gleichgültigkeit und Unerſchrockenheit vor dem Tode.

Die Furcht verengt das Herz, und macht es großer Empfindungen unfähig. — Wer für ſich nichts mehr fürchtet, iſt erſt im Stande, für andern großmüthige Wünſche zu thun. — Wer ſich nun nicht täglich in dieſer Mäßigung ſeiner eigennützigen Begierden übt, um für die großmüthigen Geſinnungen in ſeiner Seele gleichſam Platz zu machen, der verdient den Nahmen eines Freimaurers nicht; und wenn unſre Verſammlung dieſe Mäßigung der eigennützigen Begierden nicht befördern hülfe, ſo erreichte ſie ren Zweck nicht. —

Die höchſt mögliche moraliſche Vervollkommung iſt alſo das Ziel, wornach der Maurer ſtrebt, und dieſe beſteht in der zweckmäßigſten und uneigennützigſten Thätigkeit. —

Denn die bloßen Geſinnungen machen die Moralität nicht aus. —

Wer

Wer edel denkt muß auch edel handeln, ſonſt iſt ſeine Denkungsart ein Schwerdt, das in der Scheide verroſtet, und edel handeln lernt man nicht anders, als durch Uebung und durch Beiſpiel — und beide, wer das Beiſpiel giebt ſowohl, als wer es nimmt, gewinnen wechſelſeitig dadurch. — Weil nun in der Welt die guten Beiſpiele ſo zerſtreut ſind, ſo ſollten ſie in unſern Logen zuſammengedrängt ſeyn, damit dieſelben die eigentliche Schule der Weisheit des Lebens würden. —

Dazu müſſen denn die einzelnen Mitglieder freilich ſo viel Umgang wie möglich miteinander haben — denn die Maurerei ſoll uns ja aus unſerm kleinen Umgangszirkel in einen größern ziehen, wo wir mehr mannigfaltiges Gute ſehen, als wir ſonſt Gelegenheit haben. —

Wo wir uns in alle Rechte der Menſcheit wieder eingeſetzt fühlen. —

Wo alle an der Wohlfahrt eines jeden Einzelnen Theil nehmen, und bey ſeinen Schickſalen

nicht

nicht gleichgültig ſind. — Wo das, was unſere wahre Glückſeligkeit ausmacht, zur Sprache kömmt. —

Wo ein jeder die Vortheile, die er durch eigne Erfahrung zu einer wahren Glückſeligkeit ausfindig gemacht hat, und ſeine mißlungenen Verſuche, dem andern mittheilt. —

Wo alles uns anmahnen ſoll, das Leben zu genießen, und den Tod nicht zu fürchten — uns zu unterwerfen, wo wir müſſen und die Rechte der Menſchheit zu vertheidigen, wo wir können. —

Wo wir lernen, daß wir nicht thätig ſeyn müſſen, um zu genießen, ſondern nur genießen, um wieder thätig ſeyn zu können. —

Daß zwar in ſeinem bürgerlichen Beruf getreu zu ſeyn, ſchon viel ſey, aber daß der edle Menſch ſich dennoch eine Mine zu eröfnen ſucht, wo er mit ſelbſtgewählter Thätigkeit und auf eine uneigennützige Art wirkſam ſeyn kann. — Wo wir beſtändig aufmerkſam auf die Kürze

unſers Lebens erhalten werden, damit wir den gegenwärtigen Augenblick nutzen lernen. —

Da nun alles darauf ankommt, immer mehr Kräfte, immer mehr Thätigkeit zu edlen Endzwecken im Umlauf zu bringen, da ſelbſt das Leben bloß durch dieſe Thätigkeit ſich vom Tode unterſcheidet — o ſo laßt uns auch dahin ſehen, daß in unſern Verſammlungen immer Leben und Thätigkeit herrſche, daß das Band zwiſchen uns immer genauer geknüpft werde, daß dieß der Ort ſey, wo wir uns unſre edelſten Entſchließungen mittheilen, und von dem, was uns Gutes gelungen iſt, einander Rechenſchaft ablegen. —

Laßt uns die feierlichen Pauſen in unſerer Arbeit dazu nutzen, daß wir, von einem Geiſte belebt, unſere Gedanken zu irgend einer ſchönen Entſchließung ſammlen, die wir ſchon lange mit uns herumtrugen und nun ausführen wollen. —

Laßt uns gemeinſchaftlich darauf denken, wie wir unſre Verſammlungen ſo nützlich und zweckmäßig, als möglich machen. —

Ich

Ich wende mich noch mit wenigen Worten an Euch meine geliebten neuaufgenommenen Brüder Geſellen. —

Seyd uns willkommen zu den neuen Arbeiten, welchen Ihr Euch jetzt mit uns gemeinſchaftlich unterziehet. —

Erhaltet uns eure Liebe und euer Zutrauen und laßt uns nun Hand in Hand, dem großen Ziele der Maurerei entgegen gehen, das wir, wenn wir nur einmal den rechten Weg eingeſchlagen haben, hier oder dort gewiß erreichen werden! —

Die Beſtändigkeit.

Heilig iſt jeder Tag dem Maurer,
Wo ihm eine edle That gelang.
Er feiert ihn nicht mit Geräuſch und Prunk
Sondern auf ſeiner ſtillen Kammer
Wenn er vor Gott ſeine Handlungen prüft.
Heilig iſt ihm auch der Tag,
Wo Menſchen in ein Bündniß traten,
Wodurch ſie beſſer und glücklicher
Und edler und weiſer werden.
Denn iſt nicht der Anfang jedes Guten
Des innigſten Danks der innigſten Freude werth,
Weil nur durch ihn
Das erwünſchte Mögliche wirklich ward —
Sind wir nun auch durch dieſes Bündniß,
Das uns alle zuſammenknüpft,
Wirklich beſſer und glücklicher

Und edler und weiſer geworden;
Iſt es, ſeitdem wir dieſen Bund knüpften,
In unſern Köpfen heller,
In unſern Seele ſtiller,
Und ruhiger in dem ſich ſonſt empörenden Herzen —
O ſo ſey uns dieſer Tag nicht minder wichtig
Als der, welcher uns das Leben gab!
Zählten wir aber ſtatt edler Fortſchritte im Guten
Das Jahr nach Mahlzeiten, die wir genoßen,
Bis zu dieſem feſtlichen Tage,
So müſſe er von nun an
Unter den gleichgültigen Tagen
Des Jahrs vergeſſen ſeyn!
Denn was kümmert mich der Anfang deſſen
Wodurch weder Böſes verhindert
Noch Gutes gefruchtet ward!
Bey jeder menſchlichen Unternehmung
Frägt die Vernunft, was iſt der Zweck davon?
Und findet ſie keinen,
So iſt die Unternehmung Kinderſpiel und Tand —

Und was giebt es wohl für ein edleres Ziel des Maurers,
Als, den höchſten Grad
Der Mäßigkeit und Standhaftigkeit,
Einer weiſen Unerſchrockenheit,
Einer unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit
Und einer unüberwindlichen Wahrheits Liebe, zu erlangen?
Die Furcht muß der Maurer verlernen
Um groß und edel zu handeln.
Predigen dies nicht alle Symbole der Maurerey?
Uns der Nothwendigkeit zu unterwerfen,
Standhaft zu seyn in Gefahren,
Unerſchrocken vor dem Tode —
Denn bei jedem Schritte, den er thut,
Sein Leben, ſein Anſehen, ſeinen Gönner,
Seine Bequemlichkeit zu verlieren fürchtet,
Kriecht im Staube
Und iſt zu nichts Großem fähig. —
So wollen wir denn künftig, meine Brüder,

Die uns ein heiligers Band verknüpft
Einander vor dem Müſſiggange
Der Weichlichkeit, und der Unmäſſigkeit uns warnen,
Mit vereinten Kräften nach dem Ziele ſtreben,
Welches uns allen winkt,
Und unſre Loſung ſey:
Die Beſtändigkeit!

Der Troſt des Zweiflers.

Noch find ich, ſelbſt bey einem ſiechen Kör-per, hier das Glück, daß ich in der weiten Welt vergeblich ſuchte. — Die Erndte beginnt nun, und ich kann ein Zuſchauer von den fröhlichen Feſten der Landleute ſeyn. — Ich kann mich ſo nahe an die liebevolle Natur halten; ſie iſt meine Mutter, meine Freundin.

Ihr wohlthätiger Hauch gießt Balſam in meine verwundete Seele. — Meine kranke Phantaſie wird immer reiner und heller, in-dem ſie allenthalben reizende wohlthätige Bil-der ſammlet, und ſie harmoniſch ordnet; jedes Blättchen am Baume, das ich mit Wohlgefal-len betrachte, flößt mir ſanfte Empfindungen ein.

Ich kann mich wieder der hangenden Birke und der hohen Fichte freun, die ohngeachtet der Verſchiedenheit ihrer Natur, ihre Zweige von oben geſellig zuſammen flechten.

Der

Der Anblick der wolligten Heerde, unter dem Schatten eines Baumes, in das grüne Gras gelagert, hat etwas Aug' und Herz erquickendes für mich, das zugleich die Seele unvermerkt erhebt, und ſie für jeden Eindruck aus der Natur empfänglicher macht — die weiſſe weiche Wolle — das ſanfte Grün — die ovalgeründeten Blätter — der zierlich gekräuſelte Schatten — vereinigen ſich zuſammen, um in der Seele ein Bild auszumahlen, wodurch jede Nerve harmoniſch vibriret, und indem auf die Weiſe mein Blick das Weltall, auch nur in einem einzigen ſeiner Punkte, gleichſam von der rechten Seite faßt, von welcher es der höchſte Verſtand ſelbſt mit Wohlgefallen durchſchaut, wo ſich alle anſcheinende Disharmonie in Harmonie auflöſet — ſo erhebt auch dieſer Anblick die Seele, und macht ſie fähig, nach einem verjüngten Maßſtabe die Größe und Schönheit dieſes unbegreiflichen Weltalls zu meſſen — ihr wird ein Blick in das innerſte Heiligthum der Natur eröfnet — ſie ſtaunet nicht eigentlich über das ſanfte Grün, die weiſſe Wolle, die ovalgeründeten Blätter, und den zierlich ſich kräuſelnden

Schatten, ſondern über die großen, bewundernswürdigen Verhältniſſe, die ſie in dem Augenblicke, ohne es ſelbſt zu wiſſen, überrechnet.

Als ich geſtern dieſes Anblicks eine halbe Stunde lang genoſſen hatte, da erheiterte ſich meine trübe Seele wieder — mein Blick wurde freier — meine Bruſt athmete leichter — ſo will ich denn öfter zu dieſem Anblick meine Zuflucht nehmen, ich darf ja aus meiner Wohnung nur wenige Schritte darnach gehn. —

Kehrte ich nicht getröſtet, und mit Herzerhebenden Gedanken wieder heim — o, wen haſt du, liebevolle Natur, wohl je ungetröſtet von dir gelaſſen, der Troſt bei dir ſuchte?

Und was war mein Kummer? — war er nicht eben in dieſer Verſtimmung meiner Phantaſie gegründet, die der erſte Anblick der mich umgebenden Natur wieder heilte.

Was war es anders, als daß mein Auge den unrechten Geſichtspunkt gefaßt hatte, aus dem ich dieſe ſchöne Welt betrachtete, in

der

der ich nun anfing, Verwirrung und Unordnung, Unglück und Jammer zu ſehen, wohin ich blickte, und zu ahnden, wohin ich nicht blickte.

Iſt nun nicht meine Seele wieder geſtärkt? meine Denkkraft nicht wieder in Thätigkeit geſetzt? Und das Heilungsmittel liegt mir ſo nahe — ich darf das Kraut nur pflücken, das zu meinen Füßen wächſt, um meinen Schmerz zu lindern.

Ich ſtehe da und betrachte die arbeitſamen Landleute — wohin ich blicke, ſehe ich Leben und Bewegung — Erreichung der mannigfaltigen Endzwecke der Natur — im gleichen Takt heben die Arme der Erndter ſich mit den Senſen auf, und die vollen Aehren ſinken nieder — der Schweiß tröpfelt von der Stirn des Arbeiters, aber er freuet ſich ſeiner Geſundheit und ſeiner Stärke — und auf den Erſatz ſeiner aufgewandten Kräfte durch die zubereiteten Nahrungs-Mittel und den ſüßen Schlaf. —

Mit

Mit jedem wiederholten Senſenſchlage kömmt Takt und Ordnung in ſein Leben, und in alle ſeine Gedanken. — Er erfüllt in jedem Augenblicke den Zweck ſeines Daſeyns, indem er durch die Thätigkeit ſeines Körpers unvermerkt ſeinen Geiſt zur Ordnung zum Ausdauren im Denken gewöhnt, das ihm, wenn er dereinſt ohne Körper ſeyn wird, noch zu ſtatten kommen ſoll, und indem er zugleich die großen Endzwecke der Natur zur Erhaltung und Ernährung der Körper befördern hilft, in denen und durch die noch mehrere Geiſter zu einem Daſeyn höherer Art gebildet werden ſollen.

Eine wohlthätige Unwiſſenheit umhüllet euren Blick, ihr Arbeiter im Schweiſſe eures Angeſichts. — Um euch her iſt die große unendliche Welt, ihr aber ſeyd auf den Fleck der Erde geheftet, wo ihr euer Leben empfingt — hier wohnt ihr eine Zeitlang in euren engen, niedrigen Hütten — dem Boden, den ihr bewohnt, zwingt ihr auch eure Nahrung ab — und dann legt ihr euch auf einen kleinen Fleck eures väterlichen Bodens ſchlafen, und ver-

ſammlet

ſammlet euren Staub zu dem Staube eurer Voraͤltern. —

Es hat euch nie eingeleuchtet, was ihr einſt ſeyn werdet, die ihr dort ſchlummert. — Eure Kinder, die jetzt auf eurem Staube gehen, werden entſchlummern wie ihr — aber einſt muß die große Erndte erſcheinen — es kann nicht Blendwerk, kann nicht Taͤuſchung ſeyn. —

Sollte die große Natur, die kein Roͤhrchen, keine Faſer ohne Zweck und Abſicht ſchuf — hier ſo ploͤtzlich aufhoͤren nach Zweck und Abſicht zu handeln — ſollte ſie ewig ſaͤen, und ſaͤen, — ohne je zu erndten? — — ſollte dieß Erdenleben, deſſen ſo mancher nur wenige Stunden froh wird, ihr letzter Zweck ſeyn? —

Sind nicht die Gedanken des Menſchen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das Edelſte in der ganzen Natur? —

Und

Und dieſer reinſte abgezogenſte Stoff, auf deſſen Bildung alle Eindrücke aus der Körperwelt unaufhörlich hinarbeiten, der ſollte ſich wieder, ohne nun weiter genutzt zu werden, mit der übrigen Körpermaſſe miſchen? So verſchwenderiſch ſollte die ſonſt ſo ſparſame Natur zu Werke gehen, daß ſie alle ihre Kräfte aufböte, um durch den umgebenden Körper den Geiſt eines Menſchen zu bilden, den ſie zugleich mit dieſem Körper wieder zerſtörte?

Zwar bildet ſie im Frühling ein Blatt am Baume, ründet es ſorgfältig, und verſieht es höchſt künſtlich mit unzähligen Röhrchen, wodurch es ſeinen Nahrungsſaft in ſich ſaugt, und ſeine Beſtandtheile ſich vermehren — und eben dies Blatt läßt ſie im Herbſt wieder welken, abfallen, und in den Staub zertreten werden — denn ſie liebt die Verjüngung; ſie zerſtört, um immer aufs neue wieder hervorzubringen — ſie ſcheint das Altgewordene, das Verwelkte zu vernachläßigen — aber ſie thut es nicht; ſie läßt kein Stäubchen von dem Verwelkten verlohren gehen — und dann läßt

ſie

ſie auch dasjenige, auf deſſen Wachsthum und Bildung ſie mehr Mühe gewandt zu haben ſcheint, immer länger dauren, als das, worauf ſie weniger Sorgfalt wendet. — Der Baum, der Jahre zu ſeinem Wachsthum bedurfte, dauert länger, als ſeine Blätter, die ein Frühling zur Vollkommenheit brachte. —

Zwar finden ſich die Beſtandtheile eines verwelkten, in Staub verwandelten Blattes vielleicht in Ewigkeit nie wieder ſo zuſammen, wie ſie einmal am Baume ſaßen, da das Blatt ſeinen vollkommnen Wachsthum erreicht hatte. — Aber die Natur wirkt den Stoff der verwelkten Dinge in einander, und formt ihn nach und nach zu neuen Weſen um. —

Nur ein Weſen, dem ſie Bewußtſeyn und Selbſtgefühl verlieh, kann ohne ſeine gänzliche Vernichtung nie der Stoff zu einem andern Weſen werden. — Hier wäre alſo allein der Faden, der die Zerſtörung ſonſt immer an neues Daſeyn knüpft, gänzlich abgeſchnitten. — Hier

wäre

wäre Mangel an Zuſammenhang, Verwirrung und Unordnung. —

Oder ſollte ich lieber glauben, daß die Natur nur auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Körperwelt, als ihren eigentlichen Zweck hinarbeite, und daß die Erhöhung der Denkkraft und die Veredlung des Geiſtes, nur eine zufällige Folge bei dieſer ihrer immerwährenden Beſtrebung ſey, woran ſie ſelbſt nie dachte, wodurch ſie etwas Edleres hervorbrachte, als ſie eigentlich hervorbringen wollte? —

Was ſollte mich denn bewegen, ſo herabwürdigend von ihr zu denken, daß ich ſie unter mich ſelbſt herabſetzte, da ich ſie in allem übrigen ſo viel weiſer und verſtändiger, als mein eignes denkendes Weſen finde, daß ich kaum mit aller meiner Denkkraft ihrem großen Plane von ferne nachſpähen kann, geſchweige denn, daß ich an ihrer Stelle ihn hätte entwerfen können.

Es ſcheint mir alſo, als ob das, was ich die Natur nenne, weiſer und verſtändiger iſt, als ich. — In ſo fern ich mir aber nun unter der Natur die Einrichtung der Dinge außer mir denke, ſo wie ſie ohne mein Zuthun ſind, ſehe ich wieder nicht, wie eine bloſſe Einrichtung an und für ſich ſelber, ſchon als ein verſtändiges und weiſes Weſen betrachtet werden kann, noch wie ſie ſich ſelbſt habe machen können. —

Hier bleib ich für jetzt mit meinem Nachdenken ſtehen — und ruhe ſanft in dem Gedanken, daß ich in der Ordnung der Dinge mit getragen und erhalten werde, worin nur die Formen aber nicht die Beſtandtheile der Dinge vernichtet werden. — Bei meinem denkenden Ich fällt ſelber Form und Beſtandtheile in eins zuſammen — wenn es alſo vernichtet wird, ſo muß es ganz vernichtet werden, ohne daß es irgend zu einem neuen Weſen je wieder umgearbeitet werden könnte; und weil nun alles in der Natur gegen eine ſolche Verſchwendung ſtreitet, ſo ſichert mir das die Fortdauer meines Daſeyns, bis neue Zweifel meine Ueberzeugung wankend machen.

Zweifel und Beruhigung.

Aber iſt es denn Verſchwendung in der Natur, wenn ſie einen menſchlichen Geiſt bloß deswegen bis zu einer der höchſten Stuffen der Vollkommenheit bildete, damit der hinterbleibende Abdruck deſſelben noch nach Jahrtauſenden ſich wieder in andern Geiſtern abdrückte, die ihre Vervollkommung wiederum auf kommende Geſchlechter fortpflantzen? —

Geht wohl die Spur irgend eines für die Welt verloſchnen menſchlichen Geiſtes ganz verlohren? Dauert ſie nicht in den unaufhaltſamen Folgen ſeiner geringſten Handlungen fort?

Die Erfindungen und Gedanken der einen Generation pflanzen ſich auf die andre fort. — Die Summe der menſchlichen Kenntniſſe wächſt

beſtändig an. — Die Natur ſcheint ihr Abſehn vorzüglich auf die Erhaltung und Vervollkommnung der ganzen Art gerichtet zu haben.

Sie will nur immer Leben, neues verjüngtes Leben. — Es ſoll nur immer ein Menſchengeſchlecht da ſeyn, indem ſie ſich auf tauſendfache Weiſe ſpiegelte, gleich viel, aus was für einzelnen Menſchen dieß ganze Geſchlecht beſteht.

Wenn nur grüne Blätter wieder da ſind, ſo kümmert es uns ja nichts, ob es dieſelben, die ſchon einmal da waren, oder andre ſind. — Die junge Welt ſteigt empor, und freuet ſich ihres Daſeyns, ohne darüber zu trauren, daß die Vorwelt nicht mehr da iſt, und ohne über den Gedanken zu erſchrecken, daß ſie auch einſt nicht mehr da ſeyn wird.

In der ganzen Körperwelt iſt ohngeachtet des ewigen Kreislaufs von Veränderungen aller Weſen kein Stäubchen mehr noch weniger, als von Anfang darin war. —

Wie iſt es denn mit der Geiſterwelt? Nimmt dieſe denn ewig an der Anzahl ihrer einzelnen Weſen zu? — Wird ſie mit dem Tode jedes Sterblichen neu bevölkert? Oder war ſie ſchon von Ewigkeit wie jetzt? — Iſt in ihr ein Kreislauf, wie in der Körperwelt, oder ein immer währendes Fortſchreiten? —

Entſteht mit jedem Geiſte, der in dem Körper durch die von allen Seiten zuſtrömenden Ideen genährt und aufgezogen wird, ein Weſen das vorher nicht da war? — Oder war es vorher da? — Und wenn es da war, warüm iſt es ſich ſeines vorigen Zuſtandes nicht bewußt? — Wo iſt ſeine vorige Selbſtheit, ſein voriges Ich geblieben? —

Wer rettet mich von dieſer Frageſucht, die mich ſo unwillkürlich anwandelt — warum führen meine Gedanken mich in unüberſehbare Labyrinthe? — Nie werde ich auf dieſe Art einen Ausweg finden. —

So will ich denn den Lauf meiner Gedanken hemmen, und meine Sinne dem Genuß der

ſchönen

ſchönen Natur eröfnen — ich will meine große Lehrerin fragen, und auf ihre ſanfte Stimme horchen. —

Ich will ſie am Waſſerfall, in der Dunkelheit des Waldes nnd in ihren Höhlen und Felſengrotten belauſchen — ich will ſie beſchwören mir das undurchdringliche Geheimniß meines Daſeyns aufzuſchließen. — So lange will ich aus ihrem reinem Lichtſtrom ſchöpfen, bis meine Gedanken klar genug ſind, um den milden Strahl der Wahrheit aufzufaſſen.

Morgen in der Frühe will ich jenen Berg beſteigen, und der kommenden Sonne entgegen ſehen — bis dahin ſoll es ſtille ſeyn in meiner Seele, damit ich durch den erquickenden Schlummer der Nacht zum neuen Denken geſtärkt erwachen möge!

Leben und Wirkſamkeit.

Beſtimmung der Thatkraft.

Dein großer Plan ſey, täglich auf deine innere Vervollkommnung hinzuarbeiten; nicht Glückſeligkeit von außen in dich hinein zu zwingen, ſondern aus dir ſelbſt um dich her zu verbreiten; ſo kann es dir nie fehlen; ſo muß ein immer währendes Intereſſe alle deine kleinſten Begebenheiten durchflechten.

Und ſolteſt du denn auch dein ganzes Leben hindurch allein ſtehen, und nie in den Zuſammenhang der menſchlichen Dinge eingreifen können, dürfen, oder wollen: ſo bedenke das: einen vollkommenen Menſchen hervorzubringen iſt an und für ſich ſchon der höchſte Endzweck der Natur; mag dieſer vollkommene Menſch nun ich ſelbſt, oder ein anderer ſeyn, genug, wenn er nur da iſt, daß die vollkommene Natur ſich in ihm ſpiegeln kann.

Dafür

Dafür, daß du dich durch mühſame und ungewöhnliche Anſtrengung deiner Kräfte über das thieriſche Leben erhebſt, wirſt du auf eine oder die andere Weiſe, die belebende Seele von einem Haufen von Menſchen ſeyn, die an ſich ſelbſt faſt nur Körper ſind, und alſo einer belebenden Seele bedürfen, um den Bewegungen ihres Körpers eine gewiſſe Richtung zu irgend einem großen Zwecke zu geben.

Auf dein Geheiß wird ſich ihr Fuß empor heben, und ihre Hand ausſtrecken; dein Wille wird ihr Wille, dein Verſtand ihr Verſtand ſeyn.

Sie ſind nicht unglücklicher wie du, aber du fühlſt dich glücklicher wie ſie; ſie genießen bloß, weil ſie nicht ſtreben wollen; du ſtrebſt und genießeſt.

Dein Herrſchen ſoll aber darinn beſtehen, daß du die immer beſſer und weiſer machſt, die du beherrſcheſt, und ſie dir immer mehr gleich zu machen ſuchſt.

Darum erhielteſt du ein Uebermaß von Kräften, damit Leben und Wirkſamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht ſind.

Wie das Waſſer ſtrebt in ſeine Fläche, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, ſo wirken die moraliſchen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit.

Stürme brauſen, Ströme ſtürzen ſich von Felſen, durchbrechen Dämme, überſchwemmen Städte, und wälzen ſich dann ruhig wieder in ihren angewieſenen Ufern hin.

Nur der iſt unglücklich, der noch nicht in ſeinem Gleiſe iſt; es ſey nun das gewöhnliche oder eccentriſche. Der noch hin und her wankt, ob er ſich zu der gehorchenden oder befehlenden Parthey ſchlagen ſoll, weil niederziehende Trägheit und angebohrne Kraft ſich einander das Gleichgewicht halten. Wehe dem, der ſein ganzes Leben hindurch zwiſchen dieſen Klippen kreuzt.

Im-

Immerwährender Sturm iſt in der Seele deſſen, dem die erſtickte Flamme im Buſen lodert.

Fühlſt du ein unüberwindliches Streben nach etwas Großem in dir, ſo darf ich dir nicht erſt ſagen, daß du dieſem Streben freien Lauf laſſen ſollſt, eben ſo wenig, wie ich es dem Strome erſt verſtatten darf, daß er Dämme durchbricht.

Soll das Leben erträglich werden, ſo muß erſt Intereſſe hineinkommen, eben ſo wie in ein Schauſpiel, wenn es uns nicht unausſtehliche Langeweile machen ſoll. Intereſſe erhält es aber allein dadurch, wenn alles Einzelne darin zu einem Ganzen übereinſtimmt, und wenn ſelbſt das Kleine und Unbedeutende Mittel zu irgend einem großen Zweck wird.

Der Taglöhner kömmt über das Bedürfniß eines ſolchen erhabenen Intereſſe des Lebens hinweg, indem er genöthigt iſt, zur Erhaltung ſeines thieriſchen Lebens ununterbrochen zu ar-

 beiten,

beiten, ohne daß er die Zeit oder die Luſt hätte über ſeinen Zuſtand nachzudenken.

Wem dies thieriſche Leben nicht gnügt, der kann kein Taglöhner bleiben, ſondern arbeitet ſich aus dem Staube empor, um über die Taglöhner zu herrſchen.

Gelingt ihm diß nicht, ſo iſt er unglücklich, und das Leben iſt ihm eine Laſt.

Aber was zugleich mit Klugheit und Eifer unternommen wird, gelingt faſt immer. Der Eifer muß die Klugheit beſeelen, wenn ſie ſicher leiten ſoll. Ja, der wahre Eifer zwingt zur Klugheit; je ſtärker jemand etwas wünſcht, deſto weniger wird er der dazu gehörigen Mittel zu verfehlen ſuchen.

Feſtigkeit.

Ein fortdauernder wehmüthiger Zuſtand ziemt einem Manne nicht; nur die Anſtrengung, womit er ſelbſt ſeine Wehmuth zu unterdrücken ſucht, erregt unſer Mitleid.

Eben das iſt auch der Fall mit der Freude: man fühlt ſich nie ruhig, bis man ſich durch einen Gedanken an die Ungewißheit und Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge, erſt in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann iſt man auch erſt wieder fähig, außer ſich zu wirken, und mit Klugheit dabei zu Werke zu gehen.

Wer mit der meiſten Reſignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet ſicher am beſten. Unruhe und Sorgen plagen den, der ſich über

ſeine

ſeine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn ſie unglücklicher Weiſe vergeblich ſeyn ſollte. Nur der arbeitet ſicher und ruhig bei dem gröſs= ten Plane, der das magna voluiſſe juvabit mit völliger Reſignation von ſich ſagen kann.

Eine Vergleichung zwiſchen der phyſikaliſchen und moraliſchen Welt.

In der natürlichen Welt, die mich umgiebt, in Pflanzen, Bäumen und Kräutern, und Thieren, vom Größten bis zum Kleinſten, iſt alles ordnungsvoll und planmäßig, voller Licht und Klarheit, wie die alles belebende Sonne.

Die Thier- und Pflanzenwelt ſteigt ruhig vor meinem Blick empor, und ſinkt wieder in ſanfte Auflöſung hin, um einer nachfolgenden Platz zu machen. —

Zwar würgt der Wolf das Lamm — aber er würgt es nicht anders, als der Sturmwind die Blätter des Baumes verweht — daß der Wolf das Lamm aus Hunger würgt, iſt eben

ſo natürlich, als wenn das Lamm ſelbſt vor Hunger ſtürbe —

Der wiederkäuende Ochſe ruht in der ſchwülen Sonnenhitze auf der Wieſe im Graſe, und fürchtet den Tag ſeines Todes nicht. —

Wo ich hinblicke, ſehe ich Vollendung des angefangnen, ganzes vollſtändiges Leben im gegenwärtigen Augenblick. — Da iſt nichts abgerißnes, nichts zerſtücktes, noch unzweckmäßiges. —

Ich werfe von der mich umgebenden Natur einen Blick in die moraliſche Welt; auf menſchliche Verbindungen, Ausſichten, Plane, Entwürfe — und ſchaudere vor der Vergleichung zurück. —

Hier iſt alles Verwirrung, Unordnung — zweckloſes Streben — bauen um zu zerſtören — wechſelſeitiges Aufreiben, mit Abſicht und Vorſatz — innere Mißbilligung — thätige Aeußerung — Sünde — Verbrechen — Laſter. —

Iſt

Iſt denn die ganze moraliſche Welt mit allen ihren Verbindungen und Einrichtungen etwa ein bloßer Auswuchs des wohlgeordneten Ganzen — eine Mißgeburt dieſer ſonſt ſo herrlichen Schöpfung?

Und doch wieder, was iſt edler als der Menſch, wenn er unſchuldig, wenn er wahr und offen iſt? — Wo ſind denn die Goldminen die ſeinen Werth aufwiegen können? —

Aber wozu denn nun alle jene im Staube kriechenden, den Staub leckenden Inſekten? — wozu die Welt voller kriechenden Eigennutzes, gegen eine einzige groſe, edle, uneigennützige Seele, die ſich, wie durch Zufall, einmal aus dem Haufen empor arbeitet, und gleichſam ein Weſen fremder Art wird, das die übrigen nicht allzulange unter ſich dulden? — wozu die Millionen ſtechenden Mückenſchwärme, in dieſem ſchön erleuchteten Weltall? — wozu der tragikomiſche Krieg aller gegen einen, und eines jeden einzelnen wieder mit ſich ſelber? — wozu dieß burleske Spiel der menſchlichen Leidenſchaften

ten, das Prozeſſe, Hochgerichte, Krieg, Verwüſtung und Tod über die Erde bringt, und die reine edle Natur befleckt?

Iſt denn das Menſchengeſchlecht eine ſo ungeheure zuſammengeworfne Maſſe von Schlakken, die erſt hinweg ſchmelzen müſſen, ehe ein kleines Stückchen Gold zum Vorſchein kömmt?

Oder iſt das Menſchengeſchlecht nun einmal ein ſo ſonderbares vielköpfigtes Produkt der Natur, worin das viele eins, und das eine nothwendig viel werden muß. —

Iſt der einzelne Menſch etwas oder nichts? Sollen die Köpfe eines Leibes ſich mit einander beſprechen, und Berathſchlagungen pflegen, oder ſoll jeder Kopf und Leib nur eins ſeyn? — Was iſt unnatürlich, Vereinzelung oder Vereinigung des Menſchen? — Iſt der einzelne Menſch ein vollſtändiges Ding, ein Ganzes? Oder iſt eine Familie, iſt erſt ein Staat ein Ganzes? — Iſt der einzelne Menſch eine unnatürliche Zerſtückelung, oder iſt der Staat eine

unnatürliche Zuſammenſtellung? — Herrſcht nicht eben der innerliche Krieg, eben das ewige Mißverſtändniß mit ſich ſelber, in der einſamen Zelle, in den Familien, und in den Staaten?

Die letzte Freiſtadt des Weiſen.

Beobachten — ſich über die Dinge erheben, wodurch man ſonſt mit ins Spiel gezogen wird — und nun mit Seelenruhe darauf achten — dieß bleibt das ewige Antheil des Weiſen, das ihm kein Zufall rauben, ein Erſatz für jede Entbehrung, der ihm durch nichts verleidet werden kann. —

Als jenem edlen Römer, mitten im ruhigen Genuß des Lebens, da er lachend und ſcherzend im Kreiſe ſeiner Freunde ſaß, auf Befehl des Tyrannen ſein Todesurtheil angekündigt wurde, und der Scharfrichter, welcher es an ihm vollſtrecken ſollte, auch ſchon bereit ſtand; ſo ging er mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele zum Tode die ſeine Freunde in ein betäubendes Erſtaunen ſetzte. —

Auf Befragen: wie ihm zu Muthe ſey?— gab er zur Antwort: Er faße jetzt alle ſeine Gedanken zuſammen, um auf den Punkt recht aufmerkſam zu ſeyn, wo nun ſein gegenwärtiges Daſeyn in ein anderes Daſeyn wirklich übergehen würde. —

Dieſer entſchloßene Sterbliche, mußte wohl zwey Dinge gelernt haben, denen er jene Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele, noch in der letzten Stunde ſeines Lebens verdankte:

Erſtlich, ſich der Nothwendigkeit unterwerfen,

und

Zweytens, wenn ihm ſonſt nichts mehr übrig blieb, — doch noch ruhiger Beobachter zu ſeyn. —

Ohne Unterwerfung unter die Nothwendigkeit, findet kein ruhiges Beobachten ſtatt — Dieſe iſt die einzige nothwendige Stütze des ruhigen feſten Denkens. —

Beobachten, iſt die einzige Seelenthätigkeit,

die uns in Ermanglung aller andern, bis an den letzten Hauch unſers Lebens übrig bleibt —

Warum lernen wir alſo, bey dem furchtbaren Wechſel der Dinge, nicht unſer Glück in dem ſuchen, was uns durch keinen Wechſel der Dinge entriſſen werden kann? — Warum üben wir uns nicht von Kindheit auf, in dieſer goßen Kunſt, die uns, wie jenen edlen Römer, ſterben lehrt? —

Das ruhige Beobachten iſt zugleich mit einem groſsen, erhabenen Gefühl verknüpft, das uns über dieſe Erde und alle die kleinen Verhältniſſe des Lebens hinweg verſetzen kann. Durch dieſe Seelenruhe wird unſer Blick geſtärkt, das Ganze zu umfaſſen, und unpartheyiſcher von einem Zuſammenhange der Dinge zu urtheilen, in welchen wir uns nicht mehr verflochten denken —

Das ruhige Beobachten aber iſt eine Kunſt, die wir täglich, bey allen unangenehmen und

angenehmen Vorfällen üben können, und die beſtändig unſern Geiſt veredlen wird. —

Bey den unangenehmen Vorfällen, die wi nicht ändern können, wird es uns, auch für die bitterſte Nothwendigkeit, der wir uns unterwerfen müſſen, Erſatz ſeyn, daß wir wenigſtens unſere Denkkraft beſchäftigen, indem wir kaltblütig unterſuchen, worin nun die Nothwendigkeit desjenigen was nicht mehr geändert werden konnte, eigentlich gegründet war? —

Eine widrige Meinung, welche z. B. Menſchen von denen unſer Glück abhängt von uns hegen, iſt fürs erſte eine Nothwendigkeit, der wir uns, ſo wie der Kälte, dem Regen und dem Sturmwinde, unterwerfen müſſen — die wir mit keiner Gewalt umſtoßen können —

Nach dem wir nun einmal reſignirt ſind, und uns dieſer bittern Nothwendigkeit unterworfen haben — ſo ſind wir nun im Stande kaltblütig nachzudenken: wie doch wohl dieſe

widrige Meinung von uns in den Köpfen dieſer Leute entſtanden ſeyn mag? —

Und eben bey dieſer kaltblütigen Unterſuchung wird man vielleicht am erſten auf Mittel ſtoßen, wodurch dasjenige, wovon man anfänglich glaubte, daß es nicht zu ändern ſey, oft mit leichter Mühe geändert werden kann. —

Bey angenehmen Vorfälleu ziehet uns das ruhige Beobachten aus dem Wirbel der Dinge heraus, der uns ſonſt unaufhaltſam mit ſich fortreißt; es erhöht unſer Selbſtgefühl, und macht uns in jedem Augenblick beſſer und weiſer. —

Das ruhige Denken muß eine Unterlage haben, wovon es ausgeht — mit dieſer Unterlage müſſen wir jede Minute unſers Lebens, ohne räſonniren zu dürfen, in Richtigkeit ſeyn. — Nun iſt aber die Nothwendigkeit gerade eine Sache, womit ſich weder zancken, noch über welche ſich weiter räſonniren läßt. — Das Räſonnement kann alſo in jedem Moment des Le-

bens

bens am bequemſten und leichteſten hievon aus-
gehen. —

Ich denke mir den Zuſammenhang der Dinge fürs erſte, als ein Weſen, das bloß ſtärker iſt, als ich, dem ich mich alſo auf alle Fälle unterwerfen muß — und da ich nun hierin einmal reſignirt bin, ſo habe ich erſt hinlängliche Ruhe und Muße, um über dieſen Zuſammenhang der Dinge weiter kaltblütig nachzudenken — jeder Schimmer von Zweckmäßigkeit, Ordnung, und Abſicht, den ich nun erblicke, iſt mir gleichſam ein angenehmer Fund, ein Gewinn, der meine Erwartung übertrift, welche auf das Schlimmſte ſchon einmal gefaßt war.

Die Macht des Unglücks.

Macht das Glück fröhlich — ſo macht das Unglück weiſe —

Und die Weisheit macht doch am Ende, trotz dem Unglück, wieder fröhlich — ſie frägt: was iſt Unglück?

Armuth und Niedrigkeit? — thörichter Wahn! — Wie kann ein Menſch arm und niedrig ſeyn. —

Krankheit? — Was kann mir Krankheit rauben, als einen vorbeyrauſchenden Genuß? Kann ſie mir wohl die Standhaftigkeit, die Geduld, womit ich Schmerzen trage, oder irgend eine andere errungene Tugend, oder einen Vorzug meines Geiſtes rauben, der doch weit edler, als ein vorbeyrauſchender Genuß iſt?

Meine

Meine Denkkraft, worin ich mich geſichert fühle, kann ſie mir nicht rauben, denn dieſe Denkkraft bin ich ſelbſt, — und habe ſie ſelbſt — kein anderes Weſen außer mir hat ſie; ſie könnte alſo nur einem Undinge geraubt werden — was heißt das anders, als, ſie kann gar nicht geraubt werden. —

Alles was ich habe, kann ich verlieren, aber nichts, was ich bin. — Das Unglück kann ſeine Macht nie auf das erſtrecken, was ich bin. Kann ich mich denn alſo nicht in jedem Augenblicke, wo es mir gefällt, in dieſen Mittelpunkt meines Daſeyns zurückziehen, der dem Unglücke keinen einzigen Berührungspunkt darbietet? —

Und dulden die Menſchen wohl irgend eine Widerwärtigkeit, als weil ſie ſie dulden wollen? — weil ihnen das Spiel worin ihre Leidenſchaften wechſelsweiſe geſetzt werden, bey aller ihrer Traurigkeit, immer noch behäglicher iſt, als die unerſchütterliche Ruhe des Weiſen, der ſich zuweilen ſelbſt gern wieder unglücklich fühlet, und freywillig Schmerz und Traurigkeit empfindet, um ſich von der Weisheit gleichſam einige Augenblicke wieder zu erhohlen. —

Das Edelſte in der Natur.

Was giebt es Edleres und Schöneres in der ganzen Natur, als den Geiſt des Menſchen, auf deſſen Vervollkommnung alles übrige unabläßig hinarbeitet, und in welchem ſich die Natur gleichſam ſelbſt zu übertreffen ſtrebt.

Denn die Natur, welche den menſchlichen Geiſt gebildet hat, genügt ihm zuletzt nicht mehr — er ruft in der Schöpfung, die ihm umgiebt, eine neue Schöpfung hervor. —

Die Bäume die ihm Schatten gaben, müſſen ſich nun, ihres Schmucks beraubt, und in Bretter und Balken verwandelt, zu künſtlichen Wohnungen für ihn zuſammenfügen; ſie müſſen ſich zu einem Sitze krümmen, oder ihre glatte Fläche vor ihm erheben, um die Speiſen ſeinem Munde, und die Arbeit ſeinen Händen und ſeinen Augen näher zu bringen.

Mitten im Schooße der Natur ſteigt zwiſchen Bergen, Thälern und Flüſſen, plötzlich eine Stadt empor mit Palläſten, Statüen, Gemählden, Tempeln, Schauſpielen, Muſik und Tanz. —

Durch wen entſtand dieß große Zauberwerk? Die gütige Natur ſchuf und bildete den menſchlichen Geiſt, und brachte das mittelbar durch ihn hervor, was ſie ſelbſt unmittelbar nicht würde hervorgebracht haben. —

Sie ließ es ſich wohlgefallen, daß der Menſch ihre Wälder zu Städten nnd Dörfern, ihre Felſenbrüche zu Palläſten und Thürmen umſchuf. — Denn das Größte, was er unternehmen konnte, brachte noch keine Aenderung in ihrem großen Plane hervor. —

Warum ſollte ſie ihm nicht vergönnen, in ihrem unermeßlichen Pallaſte ſein Neſt zu bauen? —

Der ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen ahmt die große Natur im Kleinen nach; beſtrebt ſich, durch

durch die Kunſt ihre Schönheiten im verjüngten Maßſtabe darzuſtellen, und wähnt wohl gar, ſie zu übertreffen und zu verſchönern — aber die Natur ſieht lächelnd ſeinem Spiele zu, und läßt ihn eine Weile ſeine kleine Schöpfung anſtaunen — dann verſchwemmt ſie, was er ſchuf, in dem Strome der Zeiten, und läßt wieder neue Werke der Kunſt unter fremden Himmelsſtrichen emporſteigen, um ſie auch dereinſt wieder in Vergeſſenheit zu begraben. — Sie aber iſt ſich immer gleich und jugendlich — ihr ſanfter Hauch erquickt mit jedem Frühling die Erde, ihr belebender Strahl weckt mit jedem Morgen die ſchlummernde Welt zu neuer Thätigkeit.

In ihrem mütterlichen Schooße erzieht ſie ein Menſchengeſchlecht nach dem andern, und bildet unzählige Geiſter zu höherer Vollkommenheit, deren ſterbliche Hülle ſie dann wieder mit dem Staube miſcht, aus dem ſie unaufhörlich Wachsthum und neues Leben hervorruft.

Sollte nun die ſonſt ſo ſparſame Natur mit ſo vielem Aufwande den menſchlichen Geiſt gebildet

bildet haben, um Statüen, Tempel und Gemählde durch den menſchlichen Geiſt hervor zu bringen, weil ſie ihn ſelbſt eben durch dieſe Ausübung ſeiner ſchaffenden Kraft vollkommener machen wollte?

Sollte alle das Gewirre in der bürgerlichen Welt keinen Zweck haben, als ſich ſelbſt — wer könnte dann dieſen Knoten löſen?

Arbeitet die Natur nicht unaufhörlich auf Veredlung und Verfeinerung des gröbern Stoffes hin? — Iſt Gold nicht edler als Silber und der Geiſt nicht edler als Gold? —

Kann die Natur etwas Erhabeneres hervorbringen, als einen Menſchen, der ſagen kann:

> Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, aber ſchöner ein froh Geſicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Iſt es nicht die Krone ihres Werks, von einem Weſen, das ſie ſchuf und bildete, ſo angeredet — ſo gedankt zu werden?

Wer kann ſie faſſen, wer kann ſie lieben, als der Geiſt des Menſchen?

O hier iſt eine Goldgrube, reicher als alle Berge von Peru. — Hier bildet ſich das edelſte Metall von ächtem inneren Gehalte, wogegen der Glanz des feinſten Goldes ſchwindet.

Ob nun gleich der Menſch ſo oft ſeinen Werth verkennt, und über die Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe, unter Arbeit und Sorgen, ſein geiſtiges Weſen ganz vergißt, ſo leitet ihn dennoch die gütige Natur durch alle das Gewirre der Geſchäfte und die Krümmungen des Lebens, unvermerkt dem großen Endzwecke näher, wozu ſie ihn ſchuf. —

Jeder Stand, jede Beſchäftigung im Leben giebt unvermerkt dem Geiſte Nahrung, indem durch tauſend zufällige Veranlaſſungen die Denkkraft der Seele geübt wird, Schlüſſe, Entwürfe und Pläne zu machen, ihre Ideen zu ordnen, ein Ganzes zu überſehen, und ſich die Dinge in der Welt aus dem rechten Geſichtspunkte vorzuſtellen.

Ohne

Ohne ſelbſt daran zu denken, übt der Menſch ſtündlich und augenblicklich ſeine Denkkraft; und vom Könige der ſein Volk beherrſcht, bis zum Hirten, der ſeine Heerde weidet, iſt von dieſer immerwährenden Wohlthat der Natur niemand ausgeſchloſſen.

Wenn das Meſſer nur ſcharf ſchneidet, was liegt denn an dem Steine, worauf es gewezt ward? —

Da nun aber der Geiſt des Menſchen ſo ſehr auſſer ſich wirkt, daß er ſich oft in den Dingen die ihn umgeben verſchwimmt, und anfängt, ſie für höher als ſich ſelbſt und Weſen ſeiner Art zu halten, ſo iſt es nöthig, daß er auf alle Weiſe in ſich ſelbſt und auf ſeinen eignen Werth zurückgeführt werde.

Ernſtes Nachdenken muß hier, wie die Arzney bey einer körperlichen Krankheit, der Natur zu Hülfe kommen, und ihre Endzwecke zu befördern ſuchen.

Der Menſch muß es wieder empfinden lernen, daß er um ſein ſelbſt willen da iſt — er muß es fühlen, daß bey allen denkenden Weſen, das Ganze eben ſo wohl um jedes Einzelnen willen, als jedes Einzelne um des Ganzen willen da iſt.

Die Natur giebt uns alſo ſelbſt den beſten Fingerzeig, wo wir das wahre Edle und Schöne aufſuchen und befördern ſollen. — Alles was ſie hervorbringt, erreicht erſt dann den höchſten Gipfel ſeiner Vollkommenheit, wenn es ſich irgend einem menſchlichen Geiſte darſtellt, der im Stande iſt, dieſe Vollkommenheit zu begreifen.

Wir haben alſo nun einen feſten Geſichtspunkt, auf welchen wir alles beziehen können — es kömmt nur in ſo fern auf die Veredlung und Verfeinerung der ſchönen Kunſtwerke an, als der menſchliche Geiſt durch die Betrachtung dieſer Kunſtwerke veredelt und verfeinert werden kann.

Alle Wiſſenſchaften und Künſte, die ſeit Jahrtauſenden erfunden ſind, müſſen ſich in dieſen Punkt vereinigen. —

Und

Und es iſt wohl einmahl Zeit, daß der Menſch, das hin und herzerſtreute, bisher ſo oft vernachläſſigte, und gemißbrauchte, in dieſem einzigen erhabenen Geſichtspunkte zuſammen faſſe, und es darnach ſchätzen lernte.

Es muß nothwendig ein gemeinſchaftlicher Faden, durch alle das Mannichfaltige, was in den Köpfen von Millionen Menſchen zerſtreut iſt, dürchlaufen, um es zu einem gewiſſen feſten Endzwecke zuſammen zu knüpfen, und es nach ſeinem verhältnißmäßig größern oder geringern Einfluß auf die allgemeine Bildung des menſchlichen Geiſtes zu ordnen.

Der einzelne Menſch muß ſchlechterdings niemals als ein bloß nützliches ſondern zugleich als ein edles Weſen betrachtet werden, das ſeinen eigenthümlichen Werth in ſich ſelber hat, wenn auch das ganze Gebäude der Staatsverfaſſung, wovon er ein Theil iſt, um ihn her wegfiele.

Der Staat kann eine Weile ſeine Arme, ſeine Hände brauchen, daß ſie wie ein unter

geordnetes Rad in die Maſchine eingreifen — aber der Geiſt des Menſchen kann durch nichts untergeordnet werden, er iſt ein in ſich ſelbſt vollendetes Ganze.

Baumſtämme mögen ſich behauen und beſchneiden laſſen, um zu dem Ganzen eines Gebäudes in einander gefugt zu werden. — Der Menſch ſoll keinen Gran von den Vorzügen ſeines Weſens verlieren, um in irgend ein Ganzes, daß außer ihm iſt, gepaßt zu werden, da er ſelbſt für ſich das edelſte Ganze ausmacht.

Daß ich denke und den Werth meines Daſeyns fühle, will ich nicht dem Zufall danken, der mir gerade unter dem Theile des Menſchengeſchlechts einen Platz anwieß, der ſich den geſitteten Theil nennt — ich ſtelle mich auf die unterſte Stufe, worauf mich der Zufall verſetzen konnte, und gebe keinen von meinen Anſprüchen auf die Rechte der Menſchheit auf. Ich fodre ſo viel Freiheit und Muße, als nöthig iſt, über mich ſelbſt, über meine Beſtimmung, und meinen Werth als Menſch zu denken.

Eins der größten Uebel, woran das Menſchengeſchlecht krank liegt, iſt die ſchädliche Abſonderung deſſelben, wodurch es in zwey Theile zerfällt, von welchem man den einen, der ſich erſtaunliche Vorzüge vor dem andern anmaßt, den geſitteten Theil nennt.

Dieſer Theil ſcheint ſich für den Zweck der Schöpfung, und alle übrige Menſchen für untergeordnete Weſen zu halten, die deswegen im Schweiß ihres Angeſichts die Erde bauen, damit es Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Prieſter, Künſtler, Dichter und Geſchichtſchreiber geben könne, von deren geiſtigen Beſchäftigungen, und verfeinerten Vergnügungen, jene Bebauer des Feldes nicht einmal die Nahmen wiſſen.

Aber auch ſelbſt in den geſitteten Ständen betrachtet immer ein Theil dem andern mehr als bloß brauchbare und nützliche Weſen — ſo denkt man ſich immer einen Theil von Menſchen, als ob er bloß um des andern Willen da wäre — dies geht ins unendliche fort, und

warum denn nun zuletzt alle da ſind, bleibt unausgemacht. —

Dieſe falſche Vorſtellungsart hat faſt in alle: menſchlichen Dinge ein ſchiefe Richtung gebracht. — Die herrſchende Idee des nützlichen hat nach und nach das Edle und Schöne verdrängt — man betrachtet ſelbſt die große erhabne Natur nur noch mit kameraliſtiſchen Augen, und findet ihren Anblick nur intereſſant, in ſo fern man den Ertrag ihrer Produkte überrechnet. —

Bey der Einrichtung der Stände und Gewerbe, iſt nicht die Frage, in wie fern dieſer Stand oder dieß Gewerbe auf die Menſchen, die es treiben zurück wirkt, den Körper und den Geiſt ſchwächt oder geſund erhält, und die Endzwecke der Natur zur Bildung des menſchlichen Geiſtes hintertreiben oder befördern hilft, ſondern man ſcheint immer einen Theil der Menſchen als ein bloßes Werkzeug in der Hand eines andern zu betrachten, der wieder in der Hand eines andern ein ſolches Werkzeug iſt, und ſo fort. —

Da z. B. eine Zeitlang das Erziehungsgeſchäft zum herrſchenden Gedanken in unſern Köpfen geworden war, ſo war die Welt, welche erſt erzogen werden ſollte, das einzige, worauf man ſein Augenmerk richtete — die erziehende Welt, welche doch auch nun einmal da war, wurde in Anſehung ihrer eignen Bildung und Veredlung wenig oder gar nicht in Erwägung gezogen. — Da es doch ganz unmöglich iſt, daß ein Theil von Menſchen den andern veredlen kann, wenn er nicht ſelber erſt veredelt worden iſt.

Bei den Methoden die man vorſchrieb, nahm man nur auf den Zögling, nicht auf den Erzieher Rückſicht. — Es blieb dem Zufall überlaſſen, ob die Methode ſo eingerichtet war, daß zugleich der Geiſt des Erziehers, indem er ſie auf ſeinen Zögling anwandte, dadurch zu Fortſchritten in der Vollkommenheit veranlaßt wurde oder nicht.

Man erwog nicht daß bei dem Erziehungs-Geſchäft die Bildung des Erziehers durch daſſel-

be eben ſowohl Zweck iſt, als die Bildung des Zöglings, und daß die letztere ohne die erſtere gar nicht erreicht werden kann.

Soll ein Lehrer ſich z. B. zu den geringen Fähigkeiten ſeiner Schüler herablaſſen, ſo muß ihm nothwendig zugleich ein Weg vorgezeichnet werden, wie er ſelbſt aus dieſer Herablaſſung für die Bildung ſeines eigenen Geiſtes Vortheil ziehen, und durch dieſelbe z. B. ſeine Ideen mehr verdeutlichen, ſeine Denkkraft zu neuer Anſtrengung vorbereiten könne, u. ſ. w.

Welch eine andre Geſtalt würden alle menſch-lichen Dinge gewinnen, wenn man auf die Weiſe bei allen Einrichtungen, die gemacht werden, jeden einzelnen Menſchen immer zu gleich als Zweck und Mittel, und nicht bloß als ein nützliches Thier, betrachtete.

Daß nun jeder einzelne Menſch, wenn er ſeinen Antheil von Kräften zur Erhaltung des Ganzen aufgewandt hat, ſich auch als den Zweck dieſes Ganzen betrachten lerne, und

auch von jedem andern ſo betrachtet werde — darinn beſteht eigentlich die wahre Aufklärung, welche nothwendig allgemein verbreitet ſeyn muß, wenn ſie nicht als bloße Täuſchung und Blendwerk betrachtet werden ſoll.

Hier ſteht nun wieder jene ſchädliche Abſonderung zwiſchen dem ſogenannten geſitteten Theile der Menſchen, und dem welcher nicht ſo heißt, im Wege.

Und überhaupt hat man bei den menſchlichen Einrichtungen größtentheils ſchon im Zuſchnitte des rechten Zwecks verfehlt. — Da ſie aber nun einmal da ſind, ſo muß man ſich freilich den bittern Trank, ſo gut wie möglich, zu verſüßen ſtreben.

Das kann man aber durch den tröſtenden Gedanken, daß es keinen Stand in der Welt giebt, der dem Menſchen die Macht rauben könnte, die wahren Vorzüge ſeines Geiſtes zu empfinden, über die Verhältniſſe der Dinge und ihren Zuſammenhang Betrachtungen anzu-

ſtellen, und ſich mit einen einzigen Schwunge ſeiner Denkkraft über alles das hinwegzuſetzen, was ihn hienieden einengt, quält und drückt. —

Die Signatur des Schönen.

Als Philomele ihrer Zunge beraubt war, webte ſie die Geſchichte ihrer Leiden in ein Gewand, und ſchickte es ihrer Schweſter, welche es auseinanderhüllend, mit furchtbarem Stillſchweigen die gräßliche Erzählung las.

Die ſtummen Charaktere ſprachen lauter, als Töne, die das Ohr erſchüttern; weil ſchon ihr bloßes Daſeyn von dem ſchändlichen Frevel zeugte, der ſie veranlaßt hatte.

Die Beſchreibung war hier mit dem Beſchriebenen eins geworden — die abgelößte Zunge ſprach durch das redende Gewebe.

Jeder mühſam eingewürkte Zug ſchrie laut um Rache, und machte bei der mitbeleidigten Schweſter das mütterliche Herz zum Stein. Keine rührende Schilderung aus dem Munde ir-

gend eines Lebendigen, konnte ſo, wie dieſer ſtumme Zeuge, würken.

Denn nichts lag ja dem Unglück der weinenden Unſchuld näher, und war ſo innig damit verwandt, als eben dieß mühſame Werk ihrer Hände, wodurch ſie allein ihr Daſeyn kund thun, nud ihre Leiden offenbaren konnte.

Eben darum konnte es ſeiner ſchrecklichen Wirkung nicht verfehlen. —

So war dem unglücklichen Weibe des Kollatinus nichts näher als ihr Gatte und ihr Vater ſelbſt welche durch die bloße Erzählung ihres beweinenswerthen Schickſals ein ganzes unterdrücktes Volk gegen die Macht der Tyrannei empörten, und die erloſchne Freiheitsliebe in aller Buſen wieder weckten. Mit ſeiner eignen unſchuldigen Tochter Blut beſpritzt, durfte Virginius nur den Mund eröfnen, um alles zur lebhafteſten Theilnehmung an ſeiner Erzählung hinzureißen — nur durch die einfachſte Beſchreibung der jammervollen Scene, konnte

er

er daſſelbe Volk noch einmahl bewegen, das Joch der Knechtſchaft von ſich abzuſchütteln.

Eben das nahe Band, welches den überlebenden Gatten nud Vater an jenes Schlachtopfer der willkürlichen Herrſchaft knüpfte, machte daß die Erzählung zugleich mit der erzählten Sache, auf die Gemüther würkte, und bis ins innerſte ſie erſchütterte.

Denn aus den theuren Ueberlebenden flehte der Mund der Todten ſelbſt die menſchliche Natur um Mitleid an.

Aber wer kann dem Vater, wer dem Gatten nacherzählen? — Wer ſo rührend Philomelens Unglück ſchildern, als das Tuch worin ſie ſelbſt es würkte.

Daß ſie es in dieß Tuch würkte, macht ja ſelbſt den rührendſten Zug in der Schilderung ihrer Leiden aus.

Und die Beſchreibung durch Worte muß ſich hier begnügen, daß blos anzudeuten, was

durch ſein Daſeyn ſelber mehr als Worte, ſagt. Wer den Schmerz des Virginius würdig beſchreiben wolte, müßte entweder, wie der Schauſpieler, ſtreben, auf eine Zeitlang durch ein künſtliches Vergeſſen ſeiner ſelbſt, und durch das darſtellende Mitgefühl fremder Leiden ſo viel wie möglich, ſelbſt wieder dieſer Virginius zu ſeyn. Oder er müßte, wie der bildende Künſtler, einem der fliehenden Momente Dauer geben, welcher deswegen am ſtärkſten die Seele erſchütterte, weil in allem, was in ihm auf einmal ſich dem Auge darſtellt, immer eines durch das andere, ſo wie das Ganze durch ſich ſelber, redend und bedeutend wird.

Der Geſchichtsſchreiber hebt, durch die einfache Erzählung des Vorhergehenden und Nachfolgenden einen ſolchen Moment heraus; durch die ſimple Erwähnung der Umſtände, welche die Begebenheit veranlaßten; durch die Beſchreibung des Eindrucks, welchen der Anblick dieſer Scene auf die Gemüther machte, und der wichtigen Folgen, welche dieſer Eindruck nach ſich zog.

Durch die Hand des bildenden Künſtlers dargeſtellt, kann Progne, von dem aufgerollten Gewebe ihrer Schweſter, auf den neben ihr ſtehenden ſchmeichelnden Knaben, einen Blick werfen, der den gräßlichen Vorſatz ihrer Seele ſchon in dem erſten Augenblick ſeiner Geburt enthüllt.

Das Vorhergehende und Nachfolgende dieſes Moments, in ſo fern es noch durch Worte bezeichnet werden kann, beſtimmt für die Imagination des bildenden Künſtlers den Ausdruck, der nun über allen fernern Ausdurck durch Worte erhaben iſt, welche eben da aufhören müſſen, wo das ächte Kunſtwerk anfängt. Denn darinn beſteht ja eben das Weſen des Schönen, daß ein Theil immer durch den andern und das Ganze durch ſich ſelber, redend und bedeutend wird — daß es ſich ſelbſt erklärt — ſich durch ſich ſelbſt beſchreibt — und alſo außer dem bloß andeutenden Fingerzeige auf den Inhalt, keiner weitern Erklärung und Beſchreibung mehr bedarf.

Sobald ein ſchönes Kunſtwerk, auſſer dieſem Fingerzeige, noch einer beſondern Erklärung

bedürfte, wäre es ja eben deswegen ſchon unvollkommen: denn das erſte Erforderniß des Schönen iſt ja eben ſeine Klarheit, wodurch es ſich dem Auge entfaltet.

Das in die Hülle der Exiſtenz, gleich dem Electriſchen Funken, verborgne Schöne findet allenthalben ſtatt, und dient der häßlichſten Oberfläche ſehr oft zur Unterlage — wo alſo die Kunſt es auf der Oberfläche darſtellen will, muß ſie es auch nothwendig ganz entwickeln, und es gleichſam aus ſich ſelbſt enthüllen.

Wo dann das ächte Schöne ſich uns entfaltet, da iſt es durch ſich ſelbſt die vollkommenſte Erklärung der Vollkommenheit, die im Innern der Natur verborgen, unter tauſend Geſtalten lauſcht, nnd mehr oder weniger ſich unſerm Blick entzieht.

Es iſt eine deutliche Beſchreibung deſſen, was unſerer Sterblichkeit nur dunkel ahndet. —

Das Licht, worinn ſich uns das Schöne zeigt, kömmt nicht von uns, ſondern fließt von

dem Schönen ſelber aus und verſcheucht auf eine Weile die Dämmerung um uns her. —

Darum fühlen wir beym Anblick des Schönen unſer Herz und unſern Verſtand erweitert, weil uns etwas von demjenigen ſichtbar und fühlbar zu werden ſcheint, was immer unſern forſchenden Gedanken ſich entzieht, welche durch die ſchwachen Laute der Sprache nur mühſam ihren Kreislauf beſchreiben, und immer da in ſich ſelbſt wieder zurück fallen, wo ſie ihren höchſten Gegenſtand zu erreichen hofften. —

Jemehr wir nehmlich, überhaupt beym Anblick der Natur, die Urſach in ihrer Wirkung, das innere Weſen der Dinge in ihren äußren Formen und Geſtalten leſen, um deſto befriedigter fühlen wir uns, und um deſto vollkommner ſcheint uns das zu ſeyn, was durch ſeine äußere Form zugleich ſein inneres Weſen uns enthüllt.

Eben darum rührt uns die Schönheit der menſchlichen Geſtalt am meiſten, weil ſie die

inwohnende Vollkommenheit der Natur am deutlichſten durch ihre zarte Oberfläche ſchimmern und uns, wie in einem hellen Spiegel, auf den Grund, unſeres eigenen Weſens, durch ſich ſchauen läßt.

Die Nacktheit ſelber, welche jeden Mangel aufdeckt, und jedes andere Thier entſtellet, iſt bei dem Menſchen das höchſte Siegel der Vollendung ſeiner Schönheit, die allein ihrer Blöſſe ſich nicht ſchämen darf, ſondern, wie die Wahrheit keinen andern Schmuck als ſich ſelber kennt. Denn die Nacktheit ſelbſt entſteht ja aus der vollkommenſten Beſtimmtheit aller Theile, wodurch alles zufällige von der vollendeten Bildung ausgeſchloßen wird, und nur das weſentliche auf der Oberfläche erſcheint.

Sobald die Bildung nicht in allen Theilen ſo vollkommen beſtimmt und vollendet iſt, daß ſie das innre Weſen des Gebildeten allenthalben auf ſeiner Oberfläche durchſchimmern läßt, findet auch bei der Entblößung keine eigentliche Nacktheit ſtatt.

Denn die letzte ins Auge fallende Oberfläche iſt alsdann immer ſelbſt ſchon wieder eine Art von Bekleidung, die das innere Weſen uns verdeckt — eben weil alsdann die Bildung nicht vollkommen beſtimmt und in ſich ſelbſt vollendet iſt, ſondern durch den Auswuchs von Schuppen, Haar, und Federn, gleichſam über ſich hinausgeht — und eben dadurch immer mehr an Schönheit und Bedeutſamkeit verliert, bis ſie zuletzt in dem unbeſtimmteſten Wachsthum der Pflanze die harte Rinde um ſich herzieht, die den Schatz von Vollkommenheit, den ſie umſchließt, am neidiſchten unſerm Blick entzieht. So wie ſich nehmlich mit der zunehmenden Beſtimmtheit alles Ungebildete dem Gebildeten nähert; ſo nähert ſich auch, mit der zunehmenden Zufälligkeit, das Gebildete immer mehr dem Ungebildeten.

Denn der Begriff des Unorganiſirten iſt mit dem Begriff des Zufälligen unzertrennlich verknüpft. —

Der Tropfen **fällt** dem Tropfen, der Staub dem Staube, **zu** — aber das Gebildete fällt nicht zu ſich ſelber, ſondern iſt nur inſofern gebildet, als es durch die Beſtimmtheit ſeiner Form, ſich aus ſeiner nächſten Umgebung ſondert, und das Zufällige von ſich ausſchließt.

Das Unorganiſierte hingegen, welches dem Unorganiſierten **zufällt**, wird ungehindert mit ihm eins, und zieht es mit ſich zu Boden.

Der Regen ſtrömt in Tropfen, in Flocken fällt der Schnee herab, die zueinanderfallend in eine Maſſe ſich verlieren.

Die Zufälligkeit ſeiner Bildung drückt den harten Stein zur Erde nieder, und die Beſtimmtheit ihrer Form treibt die Pflanze aus dem Schooß der Erde empor.

Mit dem erſten Anfange der Beſtimmtheit, und mit der ſchwächſten Ausſchließung des Zufälligen, tritt der **Wachsthum** in die zarte Pflanze, wodurch ſie in Blättern und Zweigen

ſich

ſich ſelbſt verjüngt, und ihre erſte einfachſte Organiſation ſo oft wiederholt, als ihr Wachsthum dauert.

Mit der völligen Beſtimmtheit der Bildung, und Ausſchließung alles Zufälligen, durch das nothwendige Beyſammenſeyn zweier ſymmetriſchen Hälften, tritt die Bewegung in den Embryo, der ſich den Feßeln ſeiner nächſten Umgebung entwindet, eben weil er durch die Ausſchließung alles zur Erde drückenden Zufälligen, ſeinen eigenen Schwerpunkt und die Achſe ſeines Umdrehens in ſich ſelber hat.

Und mit der allervollkommenſten Beſtimmtheit in der Geſtalt des Menſchen, die bis auf die feinſten Züge ſich erſtrecket, tritt endlich in dem beweglichſten Theile des Organs, die redende Stimme ſelbſt ein, welche als das Reſultat der vollkommenſten Beſtimmtheit nun alles übrige ſelbſt wieder in der Natur beſtimmt, und durch das Wort ihm ſeine Grenzen vorſchreibt. —

Jemehr auf die Weiſe aus der harten, umgebenden Hülle das Zarte, Bewegliche ſich entwickelt, um deſto redender und bedeutender wird es durch ſich ſelber — bis dahin, wo die allerzarteſte Beweglichkeit, in dem eigentlichen Werkzeuge der Sprache, ſelbſt zur Sprache wird.

Denn da wo Mund und Wange lächeln, muß auch die Zunge verſtändlich reden. —

Eintönig rauſchen die Blätter des Baumes vom Winde hin und her bewegt. —

Die Nachtigall ſingt auf ſeinen Zweigen ihr mannichfaltiges Lied —

Indes der junge Schäfer an ſeinen Stamm gelehnt, den Nahmen der Geliebten mit Entzückung ausſpricht, oder mit ſcharfer Spitze der wachſenden Rinde ihn einverleibt. —

Dieſer unabänderliche Nahme belebt alle übrigen Laute ſeines Mundes, welche mit den abwech-

wechſelnden Bewegungen ſeiner Seele gleichen Schritt halten, und mit der ſchwellenden Empfindung ſeines Buſens ſteigen und fallen.

Und iſt es nicht derſelbe Hauch der Luft, welcher in den Blättern des Baumes rauſcht, in der Kehle der Nachtigall zu ſchmelzenden Tönen, und auf der redenden Lippe des Menſchen zum verſtändlichen Laut ſich bildet? —

So iſt nun bei dem bloß Wachſenden nichts als ſeine Bildung, bei dem Lebenden und Athmenden Bildung und Bewegung, bei dem Lebenden und Denkenden aber Bildung, Bewegung, und Laut beſtimmt — wodurch das Ganze in Harmonie ſich auflößt — das Umfaßende ſich wieder ſelbſt umfaßend, mit leiſem Tritt auf ſeiner Umgrenzung wandelt, — und mit dem aufmerkſamen Ohre, von der äußerſten Zungenſpitze, ſeines Weſens Wiederhall vernimmt. —

Hier iſt es alſo, wo Bildung und Laut ſich ſcheiden. — Durch das redende Organ be-

ſchreibt die menſchliche Geſtalt ſich ſelber in allen Aeußrungen ihres Weſens — da aber, wo das weſentliche Schöne ſelbſt auf ihrer Oberfläche ſich entfaltet, verſtummt die Zunge, und macht der weiſern Hand des bildenden Künſtlers Platz.

Denn da, wo das denkende Gebildete in den äußerſten Fingerſpitzen ſich in ſich ſelbſt vollendet, vermag es erſt, das Schöne unmittelbar wieder außer ſich darzuſtellen. — Indes die Zunge durch eine beſtimmte Folge von Lauten jedesmal harmoniſch ſich hindurch bewegend nur mittelbar das Schöne umfaßen kann, in ſo fern nehmlich die mit jedem Worte erweckten, und nie ganz wieder verlöſchenden Bilder, zuletzt eine Spur auf dem Grunde der Einbildungskraft zurück laßen, die mit ihrem vollendeten Umriß daſſelbe Schöne beſchreibt, welches von der Hand des Künſtlers dargeſtelt, auf einmal vors Auge tritt.

Worte können daher das Schöne nicht eher beſchreiben, als bis ſie in der bleibenden Spur,

die ihr vorübergehender Hauch auf dem Grunde der Einbildungskraft zurückläßt, ſelbſt wieder zum Schönen werden.

Dieß können ſie aber nicht eher werden, als auf dem Punkte, wo die Wahrheit der Dichtung Platz macht, und die Beſchreibung mit dem Beſchriebenen eins wird, weil ſie nicht mehr um des Beſchriebenen willen da iſt, ſondern ihren Endzweck in ſich ſelber hat; und alſo auch nicht ferner dazu dienen kann, uns eine Sache kenntlich zu machen, die wir noch nicht kennen, indem unſre ganze Aufmerkſamkeit mehr auf die Beſchreibung ſelbſt, als auf die beſchriebne Sache gezogen wird, die wir durch die Beſchreibung nicht ſo wohl kennen lernen, als vielmehr ſie in ihr wieder erkennen ſollen.

Denn es iſt offenbar, daß wir uns bei der Dichtung die Sachen um der Beſchreibung willen, bei der Geſchichte hingegen die Beſchreibung um der Sache willen, jedesmal wieder denken.

Bei der Beſchreibung des Schönen durch Worte, müſſen alſo die Worte, mit der Spur, die ſie in der Einbildungskraft zurück laßen zuſammen genommen, ſelbſt das Schöne ſeyn.

Und ſo müßen nun auch bei der Beſchreibung des Schönen durch Linien, dieſe Linien ſelbſt zuſammen genommen das Schöne ſeyn, welches nie anders als durch ſich ſelbſt bezeichnet werden kann, weil es eben da erſt ſeinen Anfang nimmt, wo die Sache mit ihrer Bezeichnung eins wird.

Die ächten Werke der Dichtkunſt ſind daher auch die einzige wahre Beſchreibung durch Worte von dem Schönen in den Werken der bildenden Künſte, welches immer nur mittelbar, durch Worte beſchrieben werden kann, die oft erſt einen ſehr weiten Umweg nehmen und manchmal eine Welt von Verhältnißen in ſich begreiffen müßen, ehe ſie auf dem Grunde unſres Weſens daſſelbe Bild vollenden können, das von außen auf einmal vor unſerm Auge ſteht.

Man könnte in dieſem Sinne ſagen: das vollkommenſte Gedicht ſey, ſeinem Urheber un-

be-

bewußt, zugleich die vollkommenſte Beſchreibung des höchſten Meiſterſtücks der bildenden Kunſt, ſo wie dieß wiederum die Verkörperung oder verwirklichte Darſtellung des Meiſterwerks der Phantaſie; — wenn wir nur einen Augenblick auf den Grund unſers Weſens ſchauen, und dort die Spur uns erklären könnten, welche nach Leſung des Homer dieſelbe Empfindung des Schönen in uns zurückläßt, die der Anblick des höchſten Kunſtwerks unmittelbar in uns erweckt.

So viel fällt demohngeachtet deutlich in die Augen, daß die zurückgelaßene Spur von irgend einer Sache, von dieſer Sache ſelbſt ſo unendlich verſchieden ſeyn könne; daß es zuletzt faſt unmöglich wird, die Verwandſchaft der Spur mit der Geſtalt des Dinges, wodurch ſie eingedrückt ward, noch ferner zu errathen. — So wie denn jede ſich fortbewegende Spitze einerley Spur zurückläßt, die übrige Geſtalt des Dinges, woran ſie befindlich iſt, mag auch beſchaffen ſeyn wie ſie wolle.

Das Allerverſchiedenſte kann daher immer in der letzten Spur, die es von ſich zurück-läßt, ſich wieder gleich werden; wie denn alles was da iſt; ſich auf dem Punkte gleich wird, wo ſeine äußerſten Spitzen in unſerm Denken zuſammentreffen, und dort eine gemeinſchaftliche Spur von ſich zurücklaßen, die mit nichts außer ſich mehr Aehnlichkeit hat, und eben daher von allem was da iſt, ohne Hinderung ſagen kann: es iſt.

Auf die Weiſe kann nun auch auf dem Grunde der Einbildungskraft, da, wo die in ihr erweckten Bilder ihre letzte, leiſeſte Spur zurücklaßen, durch das Zuſammentreffen aller dieſer Spuren etwas von allen den einzelnen Bildern ganz Verſchiednes entſtehen, das blos die reinſten Verhältniße in ſich faßt, nach welchen das ganz von einander Verſchiedne ſich um und zu einander bewegt.

Nun giebt es aber in der ganzen Natur keine ſo ſanften und reinen Bewegungen von Linien um und zu einander, als in der Bil-

dung

dung des Auges ſelbſt, in deſſen umſchatteter Wölbung Himmel und Erde ruht, während daß es das Allerverſchiedenſte in ſeinen reinſten Verhältniſſen in ſich faßt. —

Daher kömmt nichts unter allen Sichtbaren dem Sehenden ſelbſt an Schönheit gleich, und die ſanfte Spur des Sehenden in ſeine ganze Umgebung verhältnißmäßig eingedrückt, iſt von allem Sichtbaren allein vermögend, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen.

Nun gründet ſich aber der Genuß des Schönen ſtets auf Liebe und Zärtlichkeit, in ſo fern es uns jedesmal auf eine Weile aus uns ſelber zieht, und macht, daß wir über ſeinem Anſchaun uns ſelbſt vergeſſen. —

Da nun unter allem Sichtbaren nichts fähig iſt, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen, als die reinſten Verhältniſſe in der vollendeten Geſtalt des Sehenden, ſo ſcheinet es, als müßten wir jedesmal dieſe Verhältniße auf eine oder die andere Weiſe, in

uns oder außer uns wieder erkennen, ſo oft wir dem Schönen zu huldigen uns gedrungen fühlen.

Und wo könnten auch wohl die unzähligen Wiederſprüche, die wir im Kleinen und im Großen wahrnehmen; der Druck der Ungleichheit, die Entzweiung des Gleichen; der Raub des Eingreifenden; der Neid des Ausſchließenden; die Verdrängung des Mächtigen; die Rachſucht des Verdrängten; die Empörung des Niedrigen; der Fall des Erhabnen; und alle die gegen einander ſtreitenden Kräfte ſich endlich in eine ſanftere Harmonie verlieren, als in den reinſten Verhältniſſen der Bildung, welche zuletzt alle dieſe Wiederſprüche in ſich ſelber auflößt und vereinigt? —

In welcher der Druck des Ungleichen ſeine Tyrannei; die Entzweiung des Gleichen ihre abneigende Feindſchafft; der Raub des Eingreifenden ſeine zerſtörende Gewaltſamkeit; der Neid des Ausſchließenden, die Verdrängung des Mächtigen ihre Ungerechtigkeit; die Rachſucht

des

des Verdrängten ihre Unverſöhnlichkeit, die Empörung des Niedrigen ihren Haß, und der Fall des Erhabnen ſeine Schmach verliert. —

Wo das Auge, durch die höchſte und tiefſte ſeiner Spuren, Stirn und Wange ſcheidend, den denkenden Ernſt vom jugendlichen, lächelnden Leichtſinn ſondert; indem es in dunkler Umſchattung hinter dem Schimmer der Morgenröthe hervor tritt, und durch die Wölbung von oben ſeinen Glanz verdeckt; während daß die Scheidung des Gewölbten über ihm in den einander entgegen kommenden Augenbraunen ſich ſanft zu einander neigend, die Wiedervermählung des Getrennten in jedem untergeordneten Zuge vorbereitet, und der ganzen ſich herabſenkenden Umgebung, bis zu den Spitzen der Zehen, die immerwährende Spur von Scheidung und von Wölbung eindrückt.

So ſinkt die erhabene Wölbung der Stirn, gerade da, wo ſie durch das Emporragende zwiſchen Auge und Wangen ſich am merklichſten fortpflanzt, auf einmal, unbeſchadet ihrer Hö-

heit

heit, bis zu dem leiſeſten verlohrenſten Zuge des Mundes herab, deſſen ſanftgebogener Rand wiederum auf der ſtützenden Wölbung des Kinnes ruht, das durch ſich ſelbſt emporgetragen, und in ſich ruhend, ſeinen eignen Umriß um ſich ſelber zieht. —

In dieſer ſanften Hinabſenkung des Gewölbten wird endlich der trennende Zwieſpalt, ſelber doppelt und vierfach ſchön, weil nur durch ihn die völlige Entfaltung des eingewickelten nach einem beſtimmten Maße ſich vollenden kann. —

Nach welchem Maße das Auseinandertretende dem ſich Entgegenneigenden, das Abſpringende dem ſich Einfügenden, das ſich Entfernende dem ſich Annähernden, nichts an Schönheit nachgiebt, aus keinem andern Grunde, als weil das Abweichende mit dem ſich Entgegenkommenden, die Entfernung mit der Annäherung einerlei nothwendigen Urſprung hat.

Dieſer Urſprung iſt es, welcher durch keinen beſtimmten Laut dem Ohre vernehmbar wird; er bezeichnet ſich aber durch die ſichtbare Auflöſung des Widerſpruchs in der ſanfteſten Trennung des Zuſammengefügten, und der innigſten Zuſammenfügung des Getrennten.

Das menſchliche Elend.

Die wichtigſten Sachen, welche die ganze Menſchheit betreffen, kommen manchmahl erſt ſehr ſpät zur Sprache, ſo wie es in großen Rathsverſammlungen zu geſchehen pflegt, wo die Aufmerkſamkeit auch nicht immer gerade zuerſt auf das fällt, worauf ſie zu erſt fallen ſollte; ſondern der Zufall ſcheint die Gedanken der Menſchen eben ſo im Großen, wie im Kleinen zu lenken: ſonſt müßten alle Dinge in der Welt ſchon eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben —

Aber ſo fängt man erſt ſpät an, nach dem man ſchon ſehr lange Conchylien, Schmetterlinge, und allerlei Gewürme klaſſifizirt hat, auch das menſchliche Elend in Klaſſen zu ordnen, damit es etwa einer oder mehrere Menſchen, die einen Staat zu beherrſchen haben, mit einem Blick, wie auf einer Landkarte, über-

überſehen, und eins nach dem andern, ſo wie die Noth am dringendſten wäre, abhelfen könnten —

Indem man allerlei hierüber nachſinnt, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie leicht allem menſchlichen Elende abgeholfen werden könnte, wenn in irgend einem günſtigen Augenblicke aller Menſchen Herzen, wie durch ein Wunder, plötzlich erweicht, und nur auf einen einzigen Tag lang von Selbſtſucht und Eigennuz gänzlich befreit werden könnten.

Was für erſtaunliche Veränderungen würde dieſer einzige Tag in der Welt bewirken? — Scepter würden ſich beugen, Kronen würden niedergelegt, Waffen zerbrochen, Werkzeuge der Zerſtörung in die Tiefen des Meeres geſenkt, Thränen getroknet, Wunden geheilet, Seufzer geſtillt werden! — Alles wieder ins Geleis kommen, was aus ſeiner Bahn gewichen war. — Das Krumme wieder gerade, das Höckerichte eben werden. —

Aber nun wäre auch auf einmal den menſchlichen Beſtrebungen ihr Stachel, dem allgemeinen Wettlauf der Sporn genommen — das lebendige Spiel der Leidenſchaften gegeneinander hörte auf. — Um dieß große Spiel nun wieder in Bewegung zu bringen, müßte doch am Ende jener Stachel des Thätigkeitstriebs den Menſchen wieder gegeben werden. —

Am andern Tage würde alles von neuen ſeinen Gang gehen. —

Die geſenkten Scepter würden ſich allmälig wieder erheben, nieder gelegte Kronen würden wieder aufgeſetzt, die zerbrochenen Waffen wieder zuſammen geſchmiedet, die Werkzeuge der Zerſtörung aus dem tiefſten Abgrunde wieder herauf gewunden, und alles bald wieder in ſeinem vorigen Zuſtande hergeſtellt ſeyn —

Muß Eigennutz und Selbſtſucht nothwendig in der Welt ſeyn — wie ſoll denn je die allgemeine Quelle des menſchlichen Elendes verſtopft werden? — So lange es Unterdrücker giebt,

muß

muß es auch Unterdrückte geben. — Die menſchlichen Kräfte wollen freien Spielraum haben, hat nun die Kraft eines einzigen unter tauſenden einen zu großen Spielraum, ſo ſind tauſende nicht ſo glücklich, wie ſie es ſeyn könnten —

Alles Elend der Menſchen entſteht aus in ſich ſelbſt zurückgedrängten ungenutzten Kräften, die das Laſter und die Thorheit erwecken. — So wie Kinder nur dann auf Unarten und Thorheiten gerathen, wenn ſie unbeſchäftigt ſind. — Die Selbſtthätigkeit der Menſchen anzufeuern iſt daher die erſte Grundregel einer guten bürgerlichen Einrichtung —

Der Künſtler iſt nicht elend, welcher Tag und Nacht mit unermüdetem Eifer an der Vollendung ſeines Werks arbeitet. —

„Du wägſt das menſchliche Elend auf trüglichen Schalen, ſcheint eine geheime Stimme „in mir zu ſagen — im Ganzen genommen iſt „das Elend nirgends, als in dem Kopfe deſſen

 der

„der ein Belieben daran findet, es zuſammen
„zu faſſen — was einmal einzeln iſt, bleibt
„ewig einzeln — du kannſt jedesmal nur das
„Elend eines einzelnen Menſchen, und nie das
„Elend aller Menſchen zuſammen genommen
„auf die Wage legen. —

„Da nun das Elend ſo vereinzelt wird, ſo
„fällt ſchon ſeine eingebildete Schwere weg,
„die faſt ganz verſchwindet, wenn du die Ver-
„einzelung deſſelben durch die Zeit erwägſt; daß
„es nur eigentlich der gegenwärtige Augenblick
„iſt, worin der einzelne Menſch es wirklich
„trägt; daß es gar keine eigentliche Summe
„des Elendes ſelbſt bei dem einzelnen Men-
„ſchen giebt, eben weil ſein wirkliches Daſeyn
„auf den Moment begrenzt, und alles übrige
„bei ihm nur Erinnerung an die Vergangen-
„heit oder Furcht vor der Zukunft iſt — und
„daß ein jeder dieſer Momente dieß kurze nnd
„nichtige Leben ſeinem Ende näher bringt. —

„Das Elend des einen iſt dem Blick des
„andern durch Meere, durch weite Strecken

Lan-

„Landes wo niemand wohnet, und an den be„wohnten Orten ſelbſt durch die Wände und „Mauern entzogen, welche die Seufzer und „Thränen der Menſchen in ſich ſchließen —

„Kurz die groſſe Maſſe des menſchlichen „Elendes, wird bei genauer Zergliederung des „Begriffes, ſo winzig klein, wie die Menſchen „ſelber und ihr ganzes irrdiſches Daſeyn — „es verſchwindet in Traum und Blendwerk, „wie des Menſchen Leben. —

„Denen die es tragen, iſt es lange nicht „ſo wichtig, als denen die es betrachten und „ſchildern — und wem es wichtig ſcheint, der „findet ſchon wieder in dieſer Wichtigkeit eine „Art von Troſt. —

„Die Menſchen würden es dir wenig dan„ken, wenn du ihnen ihr ſelbſt gewähltes „Elend rauben wollteſt. —

„Daß ſie Sclaven ſind, dadurch glauben „ſie ſich der Mühe des Denkens überhoben —

„Daß ſie unglücklich, verlaſſen oder verfolgt „ſind, macht ihnen ein gewiſſes behägliches „Gefühl von Mitleid mit ſich ſelber. —

„Es giebt wirklich kein Elend auf Erden „welches nicht ſeinen geheimen Troſt und Er„ſatz für den Elenden mit ſich führt, nur „ihm allein, und keinem der umſtehenden „fühlbar oder merkbar wird — darum trage „deine eigne Bürde durch dieß Leben, ſo gut „du kannſt! — Was hilft es dir, dich zum „Mittelpunkte zu machen, welcher das vereinig„te menſchliche Elend zuſammenfaßt?

„Du ſiehſt doch nur die Auſſenſeite — oder „haſt du mit dir ſelbſt nicht genug zu thun? „Drum wandle ſtill und ruhig den kurzen Le„benspfad und denke:

„Man wants but little here below
„Nor wants that little long —

Gegen dieſe Stimme, welche das Reſultat von Schwäche und Niedergeſchlagenheit des Geiſtes iſt, fühle ich die beſſre Natur, und ei-

einen edlen Thätigkeitstrieb in mir, ſich wieder auflehnen —

Ehe ich ſelbſt vollkommen ruhig und zufrieden ſeyn kann, muß ich erſt mit allen den Weſen, die auſſer mir eben ſo wie ich denken und empfinden, gewiſſermaſſen in Richtigkeit ſeyn.

Ich fühle einen Hang in mir, zu wiſſen, wie es um ſie ſteht, welcher ſo gar das Intereſſe meines eignen Daſeyns bei mir überwiegt.

Ich fühle, das es mir unerträglich ſeyn würde, in einer Welt zu leben, worin irgend ein denkendes und empfindendes Weſen wirklich und nothwendig unglücklich wäre. —

Denn ich kann der Neigung nicht wiederſtehen, mich an die Stelle deſſelben zu ſetzen, an welche mich der Zufall der Geburt hätte ſetzen können, dem ich nicht zu gebieten vermochte.

Ehe ich daher in der Betrachtung des menſchlichen Elends einen Schritt weiter gehe,

ſuche ich erſt feſten Fuß zu faſſen, indem ich mir den tröſtenden durch Erfahrung geprüften Gedanken denke, daß es in der Macht des Menſchen ſteht, ſich der Nothwendigkeit freiwillig zu unterwerfen —

Daß ſein eigentliches denkendes Ich dem Unglück keinen einzigen Berührungspunkt darbietet, daß dieſes nur mit ſeiner Umgebung ſpiele, aber ihn ſelbſt nicht erſchüttern könne; daß es in jeden Augenblick ſeines Daſeyns in ſeiner Macht ſteht, ſich in ſich ſelbſt zurück zu ziehen, und alles was ihn umgiebt, freiwillig dem Zufall Preis zu geben —

Nachdem ich dieß voraus geſetzt habe, kann ich erſt mit unbefangenem Muthe über das menſchliche Elend nachdenken und Betrachtungen anſtellen.

Aus dieſer ſichern Veſte, die ich um mich hergezogen habe, biete ich dem Zufall Trotz, der mich als den unglücklichſten auf Erden konnte gebohren werden laſſen — und nun

fühle

fühle ich mich erſt ſtark genug, das, was die Menſchen drückt und quält, als einen Gegenſtand meiner kaltblütigen Betrachtung vor mich hinzuſtellen, weil ich nun auf jeden Fall, es mag demſelben abgeholfen werden können, oder nicht, gefaßt bin. —

Und nun laße ich das menſchliche Elend in ſeinen fürchterlichſten Geſtalten vor meiner Seele vorüberziehen, und denke mir, wie ſich das alles entwickeln, was aus dieſem faulenden Saamenkorn dereinſt für ein Halm empor keimen wird —

Wie Kerker und Veſtung, Schwerdt und Rad, Mönchs-Klöſter und Tollhäuſer, Krieg und Peſt, als ungeheure Diſſonanzen, ſich endlich wohl in allgemeine Harmonie wieder auflöſen, und alles das Mangelhafte und Unvollkommene, gegen das Gute und Vollkommene, was daraus entſpringt, wie ein Traum und Blendwerk verſchwinden wird,: indeß das Gute und Vollkommene ſelbſt wirklich da iſt, und unvergänglich bleibt. — — Solten aber

auch dieſe ſüßen Gedanken ſelbſt nur ein Traum ſeyn, ſo ſinke ich dennoch nicht — denn ich habe gelernt, wenn alles um mich wankt, mich in den Moment meines Daſeyns zurück⸗zuziehen. —

Die

Die Säule.

Unter Zierrath denken wir uns dasjenige gleichſam überflüßige an einer Sache, wodurch ſie nicht nützlicher wird, als ſie ſchon war, ſondern nur beſſer ins Auge fält.

Durch die angebrachte Zierrath ſoll unſre Aufmerkſamkeit mehr auf die Sache ſelbſt hingeheftet würden, ſo daß wir bey ihrem bloßen Anblick gern verweilen.

Die Zierrath muß alſo nichts Fremdartiges enthalten, ſie muß nichts enthalten, wodurch unſre Aufmerkſamkeit von der Sache ſelbſt abgezogen wird, ſondern ſie muß vielmehr das Weſen der Sache, woran ſie befindlich iſt, auf alle Weiſe andeuten, und bezeichnen, damit wir in der Zierrath die Sache gleichſam wieder erkennen und wieder finden.

Je bedeutender daher die Zierrath iſt, deſto ſchöner iſt ſie.

Wenden wir nun dieſen Satz auf die Zierrathen in der Baukunſt an, ſo muß es einleuchtend werden, ob dieſelben weſentlich oder zufällig ſind, ob ſie durch andere erſetzt werden können, oder nicht?

Das Kapitäl der korinthiſchen Säule iſt mit Laubwerk verziert, wo zwiſchen den Blättern zarte Stengel ſich hervordrängen, die oben unter dem Deckel ſchneckenförmig ſich in ſich ſelbſt zurückkrümmen. —

Das Kapitäl der joniſchen Säule hat nur die ſchneckenförmig in ſich ſelbſt zurückgekrümmten Auswüchſe oder Voluten, ohne die Blätter.

Das Kapitäl der doriſchen und toskaniſchen Säule iſt ganz ohne dieſen zarten Auswuchs, und trägt nur die ſichtbare Spur des Drucks von oben an ſich, indem es mehr oder weniger Ringe und Reifen um ſich herzieht, und ſtufenweiſe über ſeinem Stamm hervortritt.

Die toſkaniſche und doriſche Säule ſind kürzer, in ſich gedrängter, und tragen blos das auf ihnen ruhende Gebälck —

Die joniſche und corinthiſche Säule ſind ſchlanker und aufgeſchoßner, und heben das auf ihnen ruhende Gebälck empor.

Je kürzer die Säule im Verhältniß gegen ihre Dicke iſt, deſtomehr nähert ſie ſich dem Block, der ungebildeten bloß tragenden Maſſe; je ſchlanker ſie aber iſt, deſtomehr nähert ſie ſich dem Gebildeten, Emporſtrebenden und Wachſenden.

Die korinthiſche Säule, als die ſchlankeſte von allen, muß daher das Zeichen des Wachſens und Emporſtrebens am deutlichſten an ſich tragen; nun giebt es aber in der ganzen Natur keine vollkommnere Bezeichnung des Wachſens und Emporſtrebens, als den zarten Blätterwuchs, wo noch nichts geendigt und geſchloſſen iſt, ſondern immer neue zarte Sprößlinge ſich hervordrängen können, und wo dies Her-

vor-

vordrängen und innere Streben zugleich weit deutlicher ins Auge fällt, als bey dem Stamme ſelbſt.

Die zarten Sprößlinge aber die zwiſchen dem Laubwerk in gerader Linie empor ſchießen würden, wenn ſie durch den Druck von oben nicht gehemmt wären, bezeichnen eben dadurch am deutlichſten die innere wachſende und ſtrebende Kraft, daß ſie ſich nun in ſich ſelbſt zurückkrümmen, und ihren Wachsthum nach unterwärts in ſich ſelbſt vollenden, nachdem er oberwärts gehemmt iſt.

Man verſuche es bey der korinthiſchen Säule, das Laubwerk und dieſe ſchneckenförmig gewundenen Stengel mit irgend einem andern Zierrath zu vertauſchen, und gebe Acht, ob nicht das Ganze auf einmal ein unbedeutendes todtes Anſehen erhalten, und als ein müſſiges Spielwerk ins Auge fallen wird.

Warum nicht Blumen und Früchte, ſtatt der Blätter? — Eben deswegen weil hier ein

durch den Druck von oben gehemmter Wuchs oder gehemmtes Emporſtreben bezeichnet werden ſoll; und Blumen und Früchte, in ihrem Wuchs ſchon geſchloßen und vollendet ſind, und nicht ferner gehemmt werden können. Die Blume ſenkt ihr Haupt, und die Frucht zieht den ſchwer beladnen Aſt zu Boden.

Durch Blumen und Früchte würde unſre Aufmerkſamkeit, von dem eigentlichen Begriffe des durch den Druck gehemmten Emporſtrebens der ſchlanken Säule abgezogen, und auf etwas fremdes, nicht zur Sache gehöriges gelenkt werden.

Denn die Säule hat ja weiter nichts als das anſcheinende Emporſtreben mit dem Baumſtamme gemein, nicht aber ſeine nützende fruchttragende Kraft.

Der Baum hat weiter nichts zu tragen als ſeine eigene zu ihm gehörende Frucht, die Säule trägt etwas außer ſich, dem ſie mit leichten Wuchs entgegen ſtrebt, und eben dieſer

An=

Anſcheln von leichtem Entgegenſtreben würde ja durch alles Schwere und Niederziehende an der Säule ſelbſt, gehemmt und verhindert werden.

Wollte man den Blätterwuchs an dem Kapitäl der korinthiſchen Säule mit Federnſchmuck vertauſchen, ſo würde des Ganze dadurch wie unterbrochen ſcheinen; weil Federn mit dem Begriff eines emporſchießenden Stammes nichts gemein haben, ſondern die Aufmerkſamkeit auf etwas anders, auf die belebte Bildung lenken, wodurch der Eindruck des Ganzen gehemmt wird.

Bei allem aber was ſchön ins Auge fallen ſoll, kömmt es eben darauf an, daß der einfache Begriff des Ganzen durch nichts Unübereinſtimmendes geſtört und unterbrochen werde.

Die korinthiſche Säule vollendet ſich auf dem Punkte, wo die zwiſchen den Blättern hervorſproſſenden zarten Stengel zuletzt in ihrem

rem Wachsthum wie gehemmt paarweiſe unter dem Drucke in Spirallinien ſich in ſich ſelbſt zurückkrümmen, ohne Blätter gewonnen zu haben. —

In dieſer letzten Vollendung ſteht die Säule, als ein feines und ſchlankes Ganze da, welches gleichſam noch mehr Kraft in ſich hat, als nur das auf ihm ruhende Gebälck zu tragen, und gewiſſermaßen den Ueberfluß ſeines innern Wuchſes, in ſeiner zarteſten Vollendung in ſich ſelbſt wieder aufnimmt.

Die joniſche Säule tritt in beſcheidne Grenzen zurück, ſie verhält ſich ſanftentgegenſtrebend aber auch ſanft leidend gegen den Druck von oben; ſie ſchießt nicht bis zu dem üppigen Blätterwuchs der korinthiſchen Säule empor, welche das Gebälck nur gleichſam ſchwebend über ſich trägt. —

Sie krümmt ſich nur in ihren zarteſten Vollendungen durch bloße Spirallinien in ſich ſelbſt zurück.

 Durch

Durch die zarten Auswüchſe bezeichnet ſie ebenfalls, nur im mindern Grade, als die korinthiſche Säule, die Fülle ihres innern emporſtrebenden Wachsthums; durch die Krümmungen dieſer zarten Auswüchſe bezeichnet ſie den Druck des Gebälks von oben; und dadurch, daß nur dieſe zarten Sproßen, aber ſie ſelber ſich nicht krümmt, bezeichnet ſie bei der Schlankheit und dem emporſtrebenden Wuchs, ihre inwohnende Stärke, wodurch ſie dem Druck in der Maſſe wiederſteht, und nur in ihrer letzten Vollendung ſeine Spur trägt.

Zufälligkeit und Bildung.

In dem Begriffe des Iſolirens, des Ausſondern aus der Maſſe, beruhet alle Bildung, und unterſcheidet ſich dadurch allein von der Zufälligkeit.

Jemehr etwas ſich ſelber iſolirt, ſeinen eigenen Umriß um ſich herzieht und ſeinen Schwerpunkt in ſich ſelber hat, deſto weniger iſt es zufällig, deſto weniger fällt es zu etwas anderm und vermiſcht ſich damit. —

Der Menſch ſcheidet ſich durch die genaueſte Beſtimmtheit ſeiner Umriſſe von allem, was ihn umgiebt — er unterſcheidet ſich von ſeiner nächſten Umgebung, von der Bedecknng, die er ſelber erſt um ſich herzieht. —

Das Thier iſolirt ſich ſchon nicht ſo ſehr, ſeine Bedeckung iſt ihm angewachſen, und läßt

die Umriſſe nur im Ganzen, nicht aber im Einzelnen durchſchimmern. —

Der Baum iſolirt ſich noch weniger, ihm iſt die gröbe Rinde angewachſen, die von ſeiner innern Natur am wenigſten durchſchimmern läßt. —

Iſoliren, aus der Maſſe ſondern, iſt die immerwährende Beſchäftigung des Menſchen, er mag als Eroberer die Grenzen ſeines Gebiets um Meere und Länder herziehen — oder aus dem Marmorblock eine in ſich vollendete Bildung hervortreten laßen.

Aller Reitz der Dichtung beruht auf dieſem Iſoliren, Ausſondern aus dem Ganzen, und darin, daß dem Iſolirten ein eigener Schwerpunkt gegeben wird, wodurch es ſich ſelbſt wieder zu einem Ganzen bildet. —

Durch dieß Iſoliren wird die Armuth in dem Schäferleben reitzend und poetiſch — weil es in keinem drückenden Verhältniß mit einem Staate, ſondern an und für ſich beſtehend gedacht wird.

Selbſt

Selbſt das Schreckliche, ſobald es ſich nicht mehr auf uns beziehet — uns nicht mehr in Schrecken ſetzt, wird es in ſich ſelber ſchön, und wir ſehen es mit Vergnügen an. —

Schlafen und Wachen.

Hat ſich denn mein ganzes Leben in dieſe einſame Stunde der Mitternacht zuſammen gedrängt? —

Wie lebhaft, wie geräuſchvoll wird alles um mich her — da doch die Welt im Schlummer liegt — welch ein täuſchendes Spiel meiner Phantaſie, ſtellt mir eine ſo reitzende Perſpective der Vergangenheit und der Zukunft dar. —

Morgen wird alles wieder wach ſeyn — die Todtenſtille, die jetzt herrſcht, wird verſchwinden, und dieſelbe Welt, die jetzt im tiefen Schlummer liegt, wird dann in allen ihren Beziehungen und Verhältniſſen wieder lebendig ſeyn. —

Schlummert denn noch eine Weile ſanft ihr Müden, welche der morgende Sonnenſtrahl zu

neu-

neuen Beſchwerden wecken wird — ruht noch eine Weile, ihr beſtimmten Opfer dieſes feſt geknüpften Zuſammenhanges menſchlicher Einrichtungen und Geſetze, träumet nicht von eurem Schickſal, das mit dem morgenden Tage unaufhaltſam über euch hereinbrechen wird. —

Der Wind hört des Nachts nicht auf zu rauſchen. — Das Meer hört nicht auf, ſeine Wellen emporſteigen zu laſſen, und die ſchwerbeladnen Schiffe auf ſeinem Rücken fortzutragen — die Flüſſe eilen Tag und Nacht unermüdet fort — die hohe Eiche ſenkt ſich nicht zum Schlummer nieder, ſondern trägt ihr Haupt hoch im Sturme empor. — Nie arbeitet die lebloſe Natur ſich ab — nur die lebenden und empfindenden Weſen bedürfen dieſer immer wiederkehrenden Pauſe, dieſes Stillſtandes aller ihrer empfindenden Kräfte — unbeſchadet der natürlichen Lebensbewegungen, die ebenfalls ohne Raſt und Ruhe unaufhörlich von ſtatten gehen — ſo wie die Flüſſe unaufhörlich in ihren Betten hinrauſchen, und Sturm und Regen bei Tag' und Nacht fortwähret. —

Die Pflanzenwelt bedarf auch einer Art von Ruhe, einer Art von Schlummer, wo ſie ſich zu neuem Wachsthum und neuer Fruchtbarkeit erhohlet, und Kräfte ſammlet. — Ein tiefer Schlummer, der vom Herbſt bis zum Frühling dauert. — Was alſo an das Lebende grenzt, das Organiſirte und Wachſende ſcheinet auch des Schlummers, ſo wie das Lebende und Empfindende zu bedürfen. —

Nur das Selbſtthätige, und was daran grenzt, bedarf Erhohlung, Erquickung, nicht das, was getrieben, was maſchinenmäßig bewegt wird — nicht der Lauf der Flüſſe — nicht der Herzſchlag und Blutumlauf. —

Was von den bewegenden Kräften in der Natur Erhohlung bedarf, und nicht Erhohlung bedarf, ſcheidet ſich in das Edlere und Unedlere, in das Gröbere und Verfeinerte, in das Organiſirte und Unorgainſirte. —

Bedürfniß der Erhohlung iſt das untrügliche Zeichen edlerer Kräfte, die zu höherm Zweck

auf-

aufgeſpart, gleichſam in einen Brennpunkt zu⸗ſammen gedrängt werden ſollen. —

Das Ausſtrecken einer Hand nach Zweck und Abſicht iſt etwas Größeres, und Erhabne⸗res, als das Rauſchen aller Winde, und das Strömen aller Flüſſe auf dem ganzen Erdbo⸗den. —

Wunderbar — und ich ſchaudre nicht, dieß Bewußtſeyn meiner ſelbſt, das einzige, was ich wirklich mein nennen kann, das Edelſte, was ich beſitze, wodurch ich die ganze Schö⸗pfung gleichſam in mich hineinziehen, und mit einem Blick umfaſſen kann, auf einige Stun⸗den ganz hinweg zu geben — mich freiwillig des Gebrauchs meiner Denkkraft zu entäußern, die mir allein mein wirkliches Daſeyn ſichert? — Würd ich nicht ſchaudern, wenn die täu⸗ſchende Wahrſcheinlichkeit des Erwachens, die ſich auf Jahre lange Erfahrung gründet, nicht ſo feſt in meiner Seele ſtünde? —

Der Logos.

Das Wort iſt das Kleid, das den Gedanken umhüllet — aber ohne das Wort wäre der Gedanke nichts — das Wort iſt allmächtig — es war im Anfange, und war bei Gott, und Gott war das Wort, und durch das Wort iſt alles gemacht, was gemacht iſt —

Unſer ganzes Leben und Seyn drängt ſich in ein groſſes Wort zuſammen, aber ich kann es nicht buchſtabieren — dieß Wort hat den Himmel gewölbet, es hat aus der dunkeln Mitternacht die Morgenſterne hervorgerufen —

Es gehet aus vom Vater, Sohn, und Geiſt, ſo wie der Geiſt vom Vater und Sohn, und der Sohn vom Vater allein ausgehet. — Viere ſind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn, der Geiſt, und das Wort, und dieſe viere ſind eins —

Das Wort aber iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnet, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen, als eine Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes —

Wir können ſie noch alle Tage ſehen, und dürfen ſie nicht weit ſuchen. — Die Weisheit ſtehet auf den Gaſſen nnd ſpricht: kommet her zu mir, und lernet von mir; ich will euch Worte des Lebens ſagen. Die Worte des Lebens aber tönen ſanft und voll, und wer ſie einmal gehört und ſein Ohr daran gewöhnet hat, dem tönen ſie ſein ganzes Leben hindurch in einem fort, und ſind der harmoniſche Takt zu allem, was er denkt und ſpricht, und thut.

Wer auf dieſen Takt horcht, deßen Blut fließt leicht in ſeinen Adern, ſeine Seele iſt immer heiter, ſein Auge beſtändig offen für den Lichtſtrom, der ſich aus Gottes Schöpfung hinein ergießt; ſein Schlummer iſt ſanft, ſein Erwachen froh — ſein Tod wie erwünſchter Schlaf in der ſchwülen Mittagshitze. —

Beim

Beim Abſchiede des Jahres 1785.

— — — — —
— — — — —

— Und nun, du Herrſcher über Meer und Länder,
Gieb deinen Segen — und verleih,
Daß minder nicht geſchätzt, als Stern und Ordensbänder,
Der Werth des braven Mannes ſey!

Wenn dann die ſtille, bürgerliche Tugend,
In unſre Hütten wiederkehrt,
Verſammlet eine unentnervte Jugend
Sich um den väterlichen Heerd.

Ein künftiges Geſchlecht ſpricht dann aufs neue
Der Weichlichkeit der Sitten Hohn;

Uebt

Uebt Ehrlichkeit und deutſche Biedertreue,
Und redet nicht ein Wort davon. —

Und kann die eine Tugend alle wecken,
So kehrt auch deutſcher Stolz zurück,
Nicht ſklaviſch mehr der Großen Staub zu lecken,
Noch zittern vor Tyrannenblick.

Ein jeder fühlt die angeſtammte Würde
Der Menſchheit rein und unentweiht;
Und ſpottet der ihr angeflickten Zierde
Von titelſücht'ger Eitelkeit.

Und Freiheit herrſcht im Denken und in Reden
Weil die Verſtellungskunſt nicht gilt. — —
So ſeh' ich denn entzückt ein zweites Eden,
Das ſich vor meinem Blick enthüllt. —

Doch ach, da dieſer ſchöne Traum entfliehet,
Was iſt der Wahrheit Unterpfand? —
Ihr, die ihr eine künft'ge Welt erziehet,
Erfüllung ſteht in eurer Hand —

Bei euch, ihr wen'gen Edeln, hier auf Erden;
O eilt, noch könnt ihr helfen — noch! —
Kann dieſe Welt nicht mehr gerettet werden;
Die Nachwelt ruft — o rettet doch!

Die Symbole der Maurerei.

Die Symbole der Maurerei, können keinen würdigern Geſichtspunkt haben, als wenn wir ſie wie ſchöne Einfaſſungen groſser Gedanken betrachten, womit die weiſeſten Menſchen in allen Zeitaltern ſich beſchäftiget haben, und welche nun die Nachwelt unter dieſen Sinnbildern als köſtliche Kleinodien anfbewahrt, um zur Veredlung des Geiſtes und Herzens davon Gebrauch zu machen.

Nun finden wir aber, daſs den weiſeſten Menſchen nichts näher gelegen hat, als die zweckmäſsige Benutzung des gegenwärtigen Moments. — Was wir daher weit auseinander denken, Leben und Tod, das dachten ſie ſich immer nahe zuſammen, und aus dieſer immerwährenden Miſchung von Licht und Schatten erwuchs der milde Schimmer ihrer Tage, ihr gehaltener Schmerz bei den Wiederwärtigkeiten

des

des Lebens, ihre gemäßigte Freude bei ange-
nehmen Vorfällen, und das ſo oft von ihnen angeprieſene feſte Gleichgewicht der Seele. —

Wenn wir auf unſre Symbole aufmerkſam ſind, ſo finden wir, daß alles uns anmahnt, auf den fliehenden Moment aufmerkſam zu ſeyn. — Es iſt hoch Mittag! tönt der Ruf in unſer Ohr, ſo oft wir uns verſammlen — ſchnell eilen die Minuten hin, und ehe wir es uns verſehen, ertönt ſchon der Ruf wieder: es iſt voll Mitternacht!

Schnell folgen die beiden Schläge aufeinander, welche den dritten vorbereiten, der langſam nach tönt, und das Zeichen zum Aufbruch giebt. — Schnell fliehen die Jahre des Maurers dahin, wie die Jahre der Kindheit, und er zählt ſie mit den Zahlen der Kinderjahre.

Was giebt es aber wohl für eine höhere Weisheit als die, welche dieſes flüchtige Leben bis in ſeine kleinſten Momente vereinfacht und veredelt; keine Kraft, die in unſerm Weſen

ſchlum-

ſchlummert ungenutzt läßt, und alle das Höchſte was wir wünſchen können, uns auf einmal und auf immer giebt? — Oder kennen wir noch etwas, das edler und köſtlicher, als das Leben iſt, welches gleich dem Golde in ſich ſelbſt gedrängt, auch in ſich ſelber ſelten Werth hat? Und kömmt nicht alles darauf an, dies Leben, das jeder unter uns beſitzt, bis zu dem Grade zu veredeln, wo es die angeſtammte Würde der Menſchheit ganz in ſich entwickelt, und von den Feſſeln, die es hemmten, ſich muthig loßreißt?

Thubalkain.

Die alte Natur erſtaunt, wenn ſie aus der Tiefe der grauen Vorzeit auf die neuen Geburten emporſchaut, die in ihren Schoße entſtanden ſind —

Daß der Menſch, von ihr gezeugt, in ihre Eingeweide herabſtieg, und das Eiſen hervorgrub, womit er ſie zu einer neuen Geburt beſchwängerte; daß aus den Wäldern und Steinbrüchen Städte mit Palläſten und Thürmen ſich erhuben, Schiffe auf dem Rücken des Meeres emporſtiegen; der aufgerißnen Erde der Saamen eingeſtreut, und volle Erndten aus ihrem Schoße hervorgezwängt wurden; daß der zerſägte Eichenſtamm ſich zum Stuhle krümmte, und zum Tiſche erhub, auf deßen glatter Fläche Auge und Hand ſanft hingleitet.—

Das mächtige Schloß verwahrt und ſchützt das Eigenthum, und hat Gemeinſchaft und Abſondrung in des Menſchen Willkür geſetzt.

Iſt es nicht Thubalkain, der verſchloßne Thüren eröfnet? — —

Ihm klingt auch das frohe Spiel der Senſen an ſchwülen Erndtetagen, ihm tönet das Gehämmer von den dampfenden Feueröfen — ihm das Leben und Wirkſamkeit athmende Geräuſch, aus den Werkſtätten der Künſtler und Arbeiter in allerlei Stein und Erzt —

Ihn preiſen die Chöre der arbeitſamen Sänger mehr als den Flötenſpieler. — —

Aber ach, die Schärfe des Eiſens wendet ſich — die Geiſter der gefällten Eichenſtämme ſeufzen durch die Lüfte, und verkündigen Unheil über das Menſchengeſchlecht —

Das Spiel der Senſen ertönt nicht mehr — Feuerſchlünde eröfnen ſich — die Bombe kracht — Schwerter wühlen in menſchlichen Eingeweiden — Ketten klirren laut — Deſpoten lachen, Sklaven heulen. —

Die Chöre der arbeitſamen Sänger ſtehen einſam und weinen, in das Gewand der Trauer gehüllt, und ſingen Klagelieder — und ſeufzen: Thubalkain! —

Liſt iſt nicht Seelenſtärke.

Wer häufig zur Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht nimmt, verräth dadurch eine kleine Seele, und eine groſse Schwäche des Verſtandes.

Der ohnmächtige Kämpfer bedarf mehrerer Kunſtgriffe um ſeinen Gegner zu Boden zu werfen, als der Starke.

Dieſe Einrichtung der Natur erſtreckt ſich bis auf die Thiere — das kleine Geſchlecht der Inſekten iſt grauſam, liſtig, und verzagt, indeſs die edlern, und mit mehr Stärke begabten Thiere gemeiniglich groſsmüthig und tapfer ſind.

Die gütige Natur hat es ſo eingerichtet, daſs die Kraft Böſes zu thun, gerade da am meiſten vermindert iſt, wo der Wille dazu am ſtärkſten iſt.

Der groſe, allumfaſende Verſtand des Menſchen wird bis zur kleinſten Liſt erniedrigt, wo das Herz verderbt iſt.

Daher iſt es falſch, wenn man einem liſtigen Spitzbuben Genie zuſchreibt.

Das wahre Genie muß ſich eben ſo wohl in der Wahl der Zwecke, als, in der Wahl der Mittel, ſie zu erreichen, offenbaren.

Das Genie des Spitzbuben aber offenbart ſich bloß in der Wahl der Mittel zu ſeinen Endzwecken; es wäre ihm alſo höchſtens ein halbirtes Genie zuzuſchreiben, woran noch dazu gerade die beßre und edlere Hälfte fehlt.

Die Heucheley iſt ein Tribut, den das Laſter der Tugend bezahlt.

Das Laſter nimmt oft zu der Maske der Unſchuld und Tugend ſeine Zuflucht, um ſeine Endzwecke zu erreichen.

Aber im umgekehrten Fall wird die Tugend nie zu dem Laſter ihre Zuflucht nehmen.

Der ärgſte Geizhals wird die Mildthätigkeit, und der ärgſte Spitzbube die Ehrlichkeit an andern ſchätzen, und wird auch immer davon als von einer ſehr guten Sache reden.

Der abgefeimteſte Betrüger wird oft in dem Falle ſeyn, ſich einfältig und ehrlich ſtellen zu müſſen, aber der ehrliche Biedermann ſieht ſich nie genöthigt, die Rolle eines Betrügers zu ſpielen.

Er hat den Vortheil von ſeiner Ehrlichkeit, daß er ſeiner Natur keinen Zwang anthun darf, um anders zu ſcheinen, als er iſt.

Der Betrüger aber muß ſeiner Natur Zwang anthun, er iſt in einer ängſtlichen, peinlichen Lage. — —

Die Heuchelei iſt ein Tribut, den das Laſter der Tugend bezahlt.

Ueber den Begriff des in ſich ſelbſt Vollendeten.

Es iſt wohl wahr, daß wir die Grenzlinien ſchärfer ziehen müſſen, als ſie in der Natur gezogen ſind, ſobald wir den Unterſchied zweier Dinge zum eigentlichen Gegenſtande unſers Nachdenkens machen wollen.

Die Begriffe von Nutzen und Vergnügen aber verlierenſich ſo ſehr in einander, und treffen ſo nahe zuſammen, daß es faſt unmöglich iſt, ſich das Angenehme und Nützliche in einer Gegeneinanderſtellung zu denken. Das Nützliche iſt ſo wie das Schöne, nur eine beſondere Art des Angenehmen.

Man hat den Grundſatz von der Nachahmung der Natur, als den Hauptendzweck der ſchönen Künſte verworfen, und ihn dem Zweck

des Vergnügens untergeordnet, den man dafür zu dem erſten Grundgeſetze der ſchönen Künſte gemacht hat. Dieſe Künſte, ſagt man, haben eigentlich bloß das Vergnügen, ſo wie die mechaniſchen den Nutzen, zur Abſicht. —

Nun aber finden wir ſowohl Vergnügen am Schönen, als am Nützlichen: wie unterſcheidet ſich alſo das erſtre vom letztern?

Bei dem bloß Nützlichen finde ich nicht ſo wohl an dem Gegenſtande ſelbſt, als vielmehr an der Vorſtellung von der Bequemlichkeit oder Behaglichkeit, die mir, oder einem andern durch den Gebrauch deſſelben zuwachſen wird, Vergnügen.

Ich mache mich gleichſam zum Mittelpunkte, worauf ich alle Theile des Gegenſtandes beziehe, d. h. ich betrachte denſelben bloß als Mittel, wovon ich ſelbſt, in ſo fern meine Vollkommenheit dadurch befördert wird, der Zweck bin.

Der bloß nützliche Gegenſtand iſt alſo in ſich nichts Ganzes oder Vollendetes, ſondern wird

es erſt, indem er in mir ſeinen Zweck erreicht, oder in mir vollendet wird. —

Bei der Betrachtung des Schönen aber wälze ich den Zweck aus mir in den Gegenſtand ſelbſt zurück: ich betrachte ihn, als etwas, nicht in mir, ſondern in ſich ſelbſt Vollendetes, das alſo in ſich ein Ganzes ausmacht, und mir um ſein ſelbſt Willen Vergnügen gewährt; indem ich dem ſchönen Gegenſtande nicht ſo wohl Beziehung auf mich, als mir vielmehr eine eine Beziehung auf ihn gebe. Da mir nun das Schöne mehr um ſein ſelbſtwillen, das Nützliche aber bloß um meinetwillen, lieb iſt; ſo gewährt mir das Schöne ein höheres und uneigennützigeres Vergnügen, als das bloß Nützliche.

Das Vergnügen an dem bloß Nützlichen iſt gröber und gemeiner, das Vergnügen an dem Schönen feiner und ſeltener.

Da das Nützliche ſeinen Zweck nicht in ſich, ſondern außer ſich in etwas andern hat, deßen

Vollkommenheit dadurch vermehrt werden ſoll; ſo muß derjenige, welcher etwas Nützliches hervorbringen will, dieſen äußern Zweck bei ſeinem Werke beſtändig vor Augen haben.

Und wenn das Werk nur ſeinen äußern Zweck erreicht, ſo mag es übrigens in ſich beſchaffen ſein, wie es wolle; dies kömmt, in ſo fern es bloß nützlich iſt, gar nicht in Betracht.

Wenn eine Uhr nur richtig ihre Stunden zeigt, und ein Meſſer nur gut ſchneidet; ſo bekümmere ich mich, in Anſehung des eigentlichen Nutzens, weder um die Koſtbarkeit des Gehäuſes an der Uhr, noch um das Heft an dem Meſſer; auch achte ich nicht darauf ob mir ſelbſt das Werk in der Uhr oder das Heft an dem Meſſer gut ins Auge falle, oder nicht. Die Uhr und das Meſſer haben ihren Zweck außer ſich, in demjenigen, welcher ſich derſelben zu ſeiner Bequemlichkeit bedienet; ſie ſind daher nichts in ſich Vollendetes, und haben an und für ſich, ohne die mögliche oder wirkliche Erreichung ihres äußern Zwecks, keinen eigenthümlichen Werth.

Mit dieſem ihren äußern Zweck zuſammengenommen als ein Ganzes betrachtet, machen ſie mir erſt Vergnügen; von dieſem Zweck abgeſchnitten, laſſen ſie mich völlig gleichgültig.

Ich betrachte die Uhr und das Meſſer nur mit Vergnügen, in ſo fern ich ſie gebrauchen kann, und brauche ſie nicht, damit ich ſie betrachten kann.

Bei dem Schönen iſt es umgekehrt.

Dieſes hat ſeinen Zweck nicht außer ſich, und iſt nicht wegen der Vollkommenheit von etwas andern, ſondern wegen ſeiner eigenen innern Vollkommenheit da. Man betrachtet es nicht, in ſo fern man es brauchen kann, ſondern man braucht es nur, in ſo fern man es betrachten kann.

Wir bedürfen des Schönen nicht ſo ſehr, um dadurch ergötzt zu werden, als das Schöne unſerer bedarf, um erkannt zu werden. Wir können ſehr gut ohne die Betrachtung ſchöner Kunſtwerke beſtehen, dieſe aber können, als ſolche, nicht wohl ohne unſre Betrachtung beſtehen.

Jemehr

Jemehr wir ſie alſo entbehren können; deſto mehr betrachten wir ſie um ihrer ſelbſtwillen, um ihnen durch unſre Betrachtung gleichſam erſt ihr wahres Daſeyn zu geben.

Denn durch unſre zunehmende Anerkennung des Schönen in einem ſchönen Kunſtwerke, vergrößern wir gleichſam ſeine Schönheit ſelber, und legen immer mehr Werth hinein.

Daher das ungeduldige Verlangen, daß alles dem Schönen huldigen ſoll, welches wir einmal dafür erkannt haben: je allgemeiner es als ſchön erkannt und bewundert wird, deſto mehr Werth erhält es auch in unſern Augen.

Empfänden wir das Vergnügen an dem Schönen mehr um unſert- als um ſein ſelbſtwillen, was würde uns daran liegen, ob es von irgend jemand außer uns erkannt würde?

Wir verwenden, wir beeifern uns für das Schöne, um ihm Bewunderer zu verſchaffen, wir mögen es antreffen, wo wir wollen: ja wir empfinden ſo gar eine Art von Mitleid beim Anblick eines ſchönen Kunſtwerks, das in den Staub danieder getreten, von den Vorübergehenden mit gleichgültigem Blick betrachtet wird. —

Auch

Auch das ſüße Staunen, das angenehme Vergeſſen unſerer ſelbſt bei der Betrachtung eines ſchönen Kunſtwerks, iſt ein Beweis, daß unſer Vergnügen hier etwas untergeordnetes iſt, das wir freiwillig erſt durch das Schöne beſtimmt werden laſſen, welchem wir eine Zeitlang eine Art von Obergewalt über unſre Empfindungen einräumen.

Während das Schöne unſre Betrachtung ganz auf ſich zieht, zieht es ſie eine Weile von uns ſelber ab, und macht, daß wir uns in dem ſchönen Gegenſtande zu verlieren ſcheinen; und eben dies Verlieren, dies Vergeſſen unſerer ſelbſt, iſt der höchſte Grad des reinen und uneigennützigen Vergnügens, welches uns das Schöne gewährt.

Wir opfern in dem Augenblick unſer individuelles eingeſchränktes Daſein einer Art von höherem Daſeyn auf. Das Vergnügen am Schönen muß ſich daher immer mehr der uneigennützigen Liebe nähern, wenn es ächt ſeyn ſoll.

Jede ſpecielle Beziehung auf mich in einem ſchönen Kunſtwerke giebt dem Vergnügen, das

ich

ich daran empfinde, einen Zuſatz, der für einen andern verloren geht; das Schöne in dem Kunſtwerke iſt für mich nicht eher rein und unvermiſcht, bis ich die beſondre Beziehung auf mich ganz davon hinweg denke, und es als etwas betrachte, das bloß um ſein ſelbſtwillen hervorgebracht iſt, damit es etwas in ſich Vollendetes ſey. —

So wie nun aber die Liebe, und das Wohlwollen dem edlen Menſchenfreunde gewiſſermaßen zum Bedürfniß werden können, ohne daß er deswegen eigennützig werde; ſo kann auch dem Manne von Geſchmack das Vergnügen am Schönen, durch die Gewöhnung dazu, zum Bedürfniß werden, ohne deswegen ſeine urſprüngliche Reinheit zu verlieren.

Wir bedürfen des Schönen bloß, weil wir Gelegenheit zu haben wünſchen, ihm durch Anerkennung ſeiner Schönheit zu huldigen.

Ein Ding kann alſo nicht deswegen ſchön ſeyn, weil es uns Vergnügen macht, ſonſt müßte auch alles Nützliche ſchön ſeyn; ſondern was uns Vergnügen macht, ohne eigentlich zu nützen, nennen wir ſchön.

Nun

Nun kann aber das Unnütze oder Unzweckmäßige unmöglich einem vernünftigen Weſen Vergnügen machen.

Wo alſo bei einem Gegenſtande ein äußerer Nutzen oder Zweck fehlt, da muß dieſer in dem Gegenſtande ſelbſt geſucht werden, ſo bald derſelbe mir Vergnügen erwecken ſoll; oder, ich muß in den einzelnen Theilen deſſelben ſo viel Zweckmäßigkeit finden, daß ich vergeße zu fragen, wozu nun eigentlich das Ganze ſoll? Das heißt mit andern Worten: ich muß an einem ſchönen Gegenſtande nur um ſeyn ſelbſt willen Vergnügen finden; zu dem Ende muß der Mangel der äußern Zweckmäßigkeit durch ſeine innere Zweckmäßigkeit erſetzt ſeyn; der Gegenſtand muß etwas in ſich ſelbſt Vollendetes ſeyn.

Iſt nun die innere Zweckmäßigkeit in einem ſchönen Kunſtwerke nicht groß genug, um mich die äußere darüber vergeſſen zu laſſen; ſo frage ich natürlicher Weiſe: wozu das Ganze? Antwortet mir der Künſtler: um dir Vergnü-

gen zu machen; ſo frage ich ihn weiter: was haſt du für einen Grund, mir durch dein Kunſtwerk eher Vergnügen, als Mißvergnügen zu erwecken? Iſt dir an meinem Vergnügen ſo viel gelegen, daß du dein Werk mit Bewußtſein unvollkommener machen würdeſt, als es iſt, damit es nur nach meinem vielleicht verdorbenem Geſchmack wäre; oder iſt dir nicht vielmehr an deinem Werke ſo viel gelegen, daß du mein Vergnügen zu demſelben hinaufzuſtimmen ſuchen wirſt, damit ſeine Schönheiten von mir empfunden werden?

Iſt das leztere, ſo ſehe ich nicht ab, wie mein zufälliges Vergnügen der Zweck von deinem Werke ſeyn könnte, da daſſelbe durch dein Werk ſelbſt erſt in mir erweckt und beſtimmt werden mußte.

Nur in ſo fern du weißt, daß ich mich gewöhnt habe, an dem, was wirklich in ſich vollkommen iſt, Vergnügen zu empfinden, iſt dir mein Vergnügen lieb; dies würde aber nicht ſo ſehr bei dir in Betracht kommen, wenn

es

es dir bloß um mein Vergnügen, und nicht vielmehr darum zu thun wäre, daß die Vollkommenheit deines Werks durch den Antheil, den ich daran nehme, beſtätigt werden ſoll.

Wenn das Vergnügen ein nicht ſo ſehr untergeordneter Zweck, oder vielmehr nur eine natürliche Folge bei den Werken der ſchönen Künſte wäre; warum würde der ächte Künſtler es denn nicht auf ſo viele als möglich zu verbreiten ſuchen, ſtatt daß er oft die angenehmen Empfindungen von vielen Tauſenden, die für ſeine Schönheit keinen Sinn haben, der Vollkommenheit ſeines Werks aufopfert? —

Sagt der Künſtler aber: wenn mein Werk gefällt, oder Vergnügen erweckt, ſo habe ich doch meinen Zweck erreicht; ſo antworte ich: umgekehrt! Weil du deinen Zweck erreicht haſt, ſo gefällt dein Werk, oder daß dein Werk gefällt, kann vielleicht ein Zeichen ſein, daß du deinen Zweck in dem Werke ſelbſt erreicht haſt.

War aber der eigentliche Zweck bei deinem Werke mehr das Vergnügen, das du dadurch bewirken wolteſt, als die Vollkommenheit des Werkes in ſich ſelber; ſo wird mir eben dadurch der Beifall ſchon verdächtig, den dein Werk bei dieſem oder jenem erhalten hat.

„Aber ich ſtrebe nur den Edelſten zu gefallen.“ — Wohl! Aber dies iſt nicht dein letzter Zweck; denn ich darf noch fragen: warum ſtrebſt du gerade den Edelſten zu gefallen? Doch wohl, weil dieſe ſich gewöhnt haben, an dem Vollkommenſten das gröſste Vergnügen zu empfinden? Du beziehſt ihr Vergnügen auf dein Werk zurück, deßen Vollkommenheit du dadurch willſt beſtätigt ſehen.

Muntre dich immer durch den Gedanken an den Beifall der Edeln zu deinem Werke auf; aber mache ihn ſelber nicht zu deinem letzten und höchſten Ziele, ſonſt wirſt du ihn am erſten verfehlen.

Auch der ſchönſte Beifall will nicht erjagt, ſondern nur auf dem Wege mitgenommen ſeyn.

Die

Die Vollkommenheit deines Werks fülle während der Arbeit deine ganze Seele, und ſtelle ſelbſt den ſüſſeſten Gedanken des Ruhms in Schatten, daß dieſer nur zuweilen hervor trete, dich aufs neue zu beleben, wenn dein Geiſt anfängt, laß zu werden; dann wirſt du ungeſucht erhalten, wornach Tauſende ſich vergeblich bemühen. Iſt aber die Vorſtellung des Beifalls dein Hauptgedanke, und iſt dir dein Werk nur in ſo fern werth, als es dir Ruhm verſchaft; ſo thu Verzicht auf den Beifall der Edlen.

Du arbeiteſt nach einer eigennützigen Richtung: der Brennpunkt des Werks wird außer dem Werke fallen, du bringſt es nicht um ſein ſelbſtwillen, und alſo auch nichts Ganzes, in ſich Vollendetes hervor.

Du wirſt falſchen Schimmer ſuchen, der vielleicht eine Zeitlang das Auge des Pöbels blendet, aber vor dem Blick des Weiſen wie Nebel verſchwindet.

Der wahre Künſtler wird die höchſte innere Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit in ſein Werk zu bringen ſuchen; und wenn es dann Beifall findet, wird's ihn freuen, aber ſeinen eigentlichen Zweck hat er ſchon mit der Vollendung des Werks erreicht. So wie der wahre Weiſe die höchſte mit dem Lauf der Dinge harmoniſche Zweckmäßigkeit in alle ſeine Handlungen zu bringen ſucht; und die reinſte Glückſeligkeit, oder den fortdauernden Zuſtand angenehmer Empfindungen, als eine ſichere Folge davon, aber nicht als das Ziel derſelben betrachtet.

Denn auch die reinſte Glückſeligkeitslinie läuft mit der Vollkommenheitslinie nur parallel; ſo bald jene zum Ziele gemacht wird, muß die Vollkommenheitslinie lauter ſchiefe Richtungen bekommen.

Die einzelnen Handlungen, in ſo fern ſie blos zu einem Zuſtande angenehmer Empfindungen abzwecken, bekommen zwar eine anſcheinende Zweckmäßigkeit; aber ſie machen zu-

ſam-

ſammen kein übereinſtimmendes harmoniſches Ganze aus.

Eben ſo iſt es auch in den ſchönen Künſten, wenn der Begriff der Vollkommenheit, oder des in ſich ſelbſt Vollendeten dem Begriffe vom Vergnügen untergeordnet wird.

„Alſo iſt das Vergnügen gar nicht Zweck?“ — Ich antworte: was iſt Vergnügen anders, oder woraus entſteht es anders, als aus dem Anſchauen der Zweckmäßigkeit? Gäbe es nun etwas, wovon das Vergnügen ſelbſt allein der Zweck wäre; ſo könnte ich die Zweckmäßigkeit jenes Dinges bloß aus dem Vergnügen beurtheilen, welches mir daraus erwächſt.

Mein Vergnügen ſelbſt aber muß ja erſt aus dieſer Beurtheilung entſtehen; es müßte alſo da ſeyn, ehe es da wäre. Auch muß ja der Zweck immer etwas Einfacheres, als die Mittel ſeyn, welche zu demſelben abzwecken: nun iſt aber das Vergnügen an einem ſchönen Kunſtwerke eben ſo zuſammen geſetzt, als das

Kunſtwerk ſelber, wie kann ich es denn als etwas Einfacheres betrachten, worauf die einzelnen Theile des Kunſtwerks abzwecken ſollen? Eben ſo wenig wie die Darſtellung eines Gemähldes in einem Spiegel der Zweck ſeiner Zuſammenſetzung ſeyn kann; denn dieſe wird allemal von ſelbſt erfolgen, ohne daß ich bei der Arbeit die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen brauche.

Stellt nun ein angelaufener Spiegel mein Kunſtwerk deſto unvollkommener dar, je vollkommener es iſt; ſo werde ich es doch wohl nicht deswegen unvollkommener machen, damit weniger Schönheiten in dem angelaufenen Spiegel verloren gehen? —

Die metaphyſiſche Schönheitslinie.

Bei dem wahren Künſtler muß das Kunſtwerk, was er hervorbringen will, gleichſam erſt in ſeiner Seele reif geworden ſeyn. Ein Reichthum großer und edler Gedanken, die ſchon ſeine frühſte Kindheit erzeugte, liegt in ihm da.

Dieſe Gedanken ſind aber in den ganzen Zuſammenhang aller ſeiner übrigen weniger edlen und großen Vorſtellungen, — und gleichſam in ſein Ich verwebt; er findet ein gewißermaßen eigennützige s Vergnügen darin, indem er ſie betrachtet, in wie fern ſie zu der Vollkommenheit ſeines Ichs abzwecken.

Indem nun das Maaß dieſer großen und edlen Gedanken gleichſam voll iſt, ſo empfindet der Künſtler einen Drang ſich mitzutheilen, und ſeine innere Vollkommenheit gleichſam außer ſich zu vervielfältigen.

Ein reineres edleres Vergnügen, das ſich der Liebe nähert, ahndet ihm dunkel, wenn er ſeine eigne ſubjektive Vollkommenheit, in eine objektive, oder ſeinen Genuß in Anſchauen wird verwandelt ſehen.

Dieſe dunkle Ahndung aber beſtimmt ſein Werk noch nicht, ſondern nun wirken die groſſen und edlen Gedanken auf einen beſondern Zweck, dem ſie ſich am leichteſten und natürlichſten unterordnen können, und auf die Weiſe nicht mehr zerſtreut als Mittel zur Vollkommenheit eines gröſſern Ganzen abzwecken, ſondern ſelbſt in ſich vereinigt, ein Ganzes ausmachen: ſie müſſen gleichſam eine Neigung gegen ſich ſelbſt erhalten, und ein Faden nach dem andern muß abgeſchnitten werden, der ſie mit den übrigen Vorſtellungen in der Seele des Künſtlers, gleichſam nach einer äuſſern Richtung, zuſammen knüpft.

Was in dem Moment der höchſten Reife der groſſen und edlen Gedanken die lebhafteſte und wichtigſte Vorſtellung in der Seele des

Künſtlers iſt, ſey ſie auch nur durch zufällige Umſtände veranlaßt worden, an dieſe ſchließen ſich plötzlich alle ſeine übrigen großen und edle Gedanken, und löſen ſich verhältnißmäßig von dem Zuſammenhange der übrigen Vorſtellungen ab, je mehr ſie ſich an der einzigen Hauptvorſtellung feſthalten.

Sobald Homer nur einen Achilles hat, ordnen ſich auch ſchon ſeine Schlachten, ſeine Helden, ſeine großen und edlen Geſinnungen und Charaktere. Alle ſeine großen und erhabenen Vorſtellungen reißen ſich jetzt mit einiger Beſchwerlichkeit aus dem Zuſammenhange ſeines Denkens gleichſam aus ſeiner Ichheit heraus, und neigen ſich gegen ſich ſelber, um etwas außer ihm beſtehendes, in ſich Vollendetes zu ſeyn.

Nun vergißt er auf eine Zeitlang das dunkle Vergnügen, das ihm ahndete, und hat ſein Augenmerk nur auf ſeinen Achilles gerichtet; des Achilles wegen müßen Griechen fallen, des Achilles wegen müßen die übrigen Helden

im Dunkeln, und Hektor nur in einem etwas ſchwächern Lichte als Achilles ſtehen, damit durch ſeinen Fall, der Held noch mehr gehoben werde. Der Held wird durch die Begebenheiten, und die Begebenheiten durch den Helden in jedem Augenblick wichtiger.

Wenn das Vergnügen, was der Künſtler an ſeinem Werke ſelbſt empfindet der unmittelbare Zweck deſſelben wäre, ſo brauchte er das Große und Edle was einmal in ſeiner Seele da iſt, nicht außer ſich darzuſtellen; denn indem es in ſeine übrigen Vorſtellungen Einfluß hat, und alſo unmittelbar zu ſeiner Glückſeligkeit abzweckt, macht es ihm ja ſchon Vergnügen; und er bringt gewiſſermaßen ſeinem Werke ein Opfer, indem er den großen und edeln Gedanken eine Neigung gegen einander giebt, wodurch ſie während dieſer Zeit nicht unmittelbar zu ſeiner Glückſeligkeit abzwecken, indem ſie aus dem Zuſammenhange ſeiner Ichheit gleichſam geriſſen werden.

In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß der Künſtler ſein Werk aus Liebe zu dem

Werke verfertige, indem er ſich gleichſam ei-
ne Zeitlang für ſein Werk aufopfert, ſich ſelbſt
über dem Werke vergißt.

Die allmälige Neigung der Gedanken gegen einander, oder die allmälige Verwandlung der äußern Zweckmäßigkeit in die innre, oder kürzer das in ſich ſelbſt Vollendete, ſcheinet daher der eigentlich leitende Zweck des Künſtlers bei ſeinem Kunſtwerke zu ſeyn.

Der Künſtler muß ſuchen, den Zweck, der in der Natur immer außer dem Gegenſtande liegt, in den Gegenſtand ſelbſt zurückzuwälzen, und ihn dadurch in ſich vollendet zu machen.

Dann ſehen wir ein Ganzes, wo wir ſonſt nichts als abzweckende Theile erblickten.

Die Begebenheiten der Iliade würden in einer allgemeinen Weltgeſchichte, uns nur in ſo ferne wichtig ſeyn, als ſie mit dem ganzen Lauf der Dinge zuſammenhingen, ſie würden ſich in das Ganze verſchwimmen, ihr Zweck würde

immer in ihren Folgen außer ihnen ſeyn, und wir würden in ihnen nie ein Ganzes überſchauen.

Der Dichter ſchneidet ſie gleichſam aus ihrem Zuſammenhange heraus, und giebt den Begebenheiten eine Neigung gegen ſich ſelber unter einander, die ſie in der Natur nicht haben.

Der Zweck aller dieſer Begebenheiten fällt in ſie ſelbſt zurück; wir vergeſſen ihren Zuſammenhang mit dem großen Lauf der Dinge, und glauben eine Welt, ein Ganzes von Begebenheiten im Kleinen zu ſehen.

Der Dichter ſchneidet die Fäden ab, wodurch die Begebenheiten eine Neigung außer ſich bekommen könnten, er läßt dasjenige weg, was in eine andere Sphäre von Begebenheiten eingreift, er rückt Urſach und Wirkung näher zuſammen, als ſie es in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ſind; eine Mannigfaltigkeit von auseinander fließenden Begebenheiten, die ſich kaum in Jahrhunderten zutragen, ſehen

wir hier in einem kurzen Zeitraume zuſammengedrängt.

Damit aber die Abweichungen von der Wahrheit nicht zu auffallend werden, ſo müßen dieſelben allmälig geſchehen. Zu jeder weitern Abweichung von der Wahrheit, und zu jeder Ineinanderneigung der Begebenheiten, muß uns der Dichter erſt durch eine weniger gewagte, und weniger merkliche vorbereiten, worauf wir unſern Glauben gleichſam ſtützen können.

Erſtlich muß uns etwas vorgeſtellt werden, was wir an und für ſich ſelber zu glauben nicht abgeneigt ſind; dies iſt aber ziemlich gleichgültig, weil wir bei den Kunſtwerken immer mehr auf die innere, als äußere Wahrheit ſehen.

Dann aber muß nicht gleich etwas folgen, was ſich etwa alle hundert Jahre einmal in der Folge zuträgt, ſondern das Seltnere und Ungewöhnlichere muß durch das Alltäglichere und

Gewöhnlichere allmälig vorbereitet werden, ſo daß die wunderbarſten Verkettungen in der Auflöſung der Begebenheiten nicht mehr auf eine unangenehme Art auffallend ſind, weil die Kunſt uns mit ſanfter Hand dazu geleitetet, und unſer Auge gleichſam an das Neue und Auffallende allmälig gewöhnt hat.

Das Einzige wahre in ſich Vollendete, iſt nur die ganze Natur als ein Werk des Schöpfers, der allein mit ſeinem Blick das Ganze umfaßt, und den Zweck dieſes großen Gegenſtandes in ihn ſelbſt zurückwälzt. In ſo fern alſo hier Zweck und Mittel zuſammen gedrängt eins ausmachen, ſtellt ſich das allerhöchſte Schöne nur dem Auge Gottes dar.

Unſer umſchränkter Verſtand ſieht in der großen Natur nichts als Mittel, und ahndet nur die Zwecke.

Wenn wir uns die Natur als einen großen Zirckel denken, deßen Theile insgeſammt eine Neigung gegen ſich ſelbſt haben, um miteinander

der

der ein Ganzes auszumachen, ſo ſind uns wegen der unermeßlichem Größe des Umkreiſes die Krümmungen faſt unmerkbar, und wir glauben da allenthalben nichts als grade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu ſehen, wo doch eine immerwährende Neigung zum Zweck iſt, die uns entwiſcht, weil wir nicht einmal einen ſo großen Theil des Zirkels überſchauen können, der uns eine wirkliche Krümmung darſtellte; wir müßen dieſe Krümmungen nur ahnden, nur errathen.

Indem wir nun einen Drang empfinden, das höchſte Schöne in der allein in ſich ſelbſt vollendeten ganzen Schöpfung nachzuahmen, ſo geben wir demjenigen was uns in der Natur gerade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu ſein ſcheinen, eine allmälige Neigung gegen ſich ſelber, gleichſam als ob wir in dem großen unermeßlichen Zirkel einen kleineren im verjüngten Maaßſtabe nachbilden wollten.

Indem wir uns aber die abzweckenden Mittel in der Natur, als gerade ſcheinende Linien

denken, ſo müßen wir ſo viele ſolcher dicht an einander gränzenden Linien annehmen, als es abzweckende Mittel in der Natur giebt.

Soll nun aus dem natürlichen ein Kunſtwerk hervorgebracht, oder die höchſte Schönheit im verjüngten Maaßſtabe dargeſtellt werden, ſo muß das gleichſam negativ, oder wie durch einen Schattenriß geſchehen; indem ich von der erſten gerade ſcheinenden Linie einen willkürlichen Abſchnitt, von der angrenzenden ſchon einen etwas ſtärkern, und von der folgenden noch einen etwas ſtärkern Abſchnitt mache, ſo daß dieſe Abſchnitte der gerade ſcheinenden dicht an einander gränzenden Linien, wiederum eine anſcheinende krumme Linie bilden, die aber im Grunde nur aus lauter Bruchſtücken beſteht, und nicht in einem fortgehet.

Wir wollen uns alſo einen unermeßlichen Zirkel in lauter an einander gränzenden Linien denken, und in demſelben eine krumme Linie, die im Kleinen einen Theil des großen Zirkels dar-

darſtellt, indem ſie eine Anzahl der eigentlichen Linien des groſʒen Zirkels durchſchneidet. So wie nun hier die an einander gränzenden groſſen Linien durch ihren allmäligen Mangel oder durch ihre ſtuffenweiſen Abſchnitte, eine krümme Linie bilden, wodurch ſie ſelbſt durchkreutzt werden, dieſe krumme Linie aber nur etwas Anſcheinendes und Negatives iſt; ſo bekommen auch in den ſchönen Kunſtwerken die abzweckenden Mittel, die wir mit den geradeſcheinenden aneinander gränzenden Linien verglichen haben, immermehr innre anſcheinende Zweckmäßigkeit, jemehr ſie äußere wahre Zweckmäßigkeit verlieren, und zuletzt kömmt ein Punkt, wo die äußere Zweckmäßigkeit gänzlich ausgeſchloſſen, und irgend ein Gegenſtand, der in der Natur auch nur Mittel war, ſelbſt zum Zweck gemacht wird, auf welchem ſich nun alle die zuſammengeſtellten Mittel wegen des allmäligen Abſchnitts ihrer äußern Zweckmäßigkeit zu beziehen ſcheinen.

Je allmäliger und je ſanfter nun der Uebergang dieſer Mittel von ihrer äuſſern

Zweckmäßigkeit, zu der anſcheinenden innern iſt, deſto gerundeter wird die anſcheinende krumme Linie, und ein deſto getreuerer Schattenriß der höchſten Schönheit wird ſie ſeyn.

Ginge die anſcheinende krumme Linie zu gerade hinunter, ſo würde das Horaziſche Ungeheuer herauskommen. Ein Kopf vom Löwen, Schwanz von Fiſch, Brüſte von einem Weibe; lauter Mittel, wovon die Zwecke in der Natur auf einmal, und auf völlig gleiche Art, ohne allmälige Abſtuffung abgeſchnitten wären.

Dies kann uns alſo nicht täuſchen, hier iſt die fehlende natürliche äußere Zweckmäßigkeit, durch keine anſcheinende innere Zweckmäßigkeit erſetzt.

Läuft die krumme Linie zu parallel mit der geraden Linie des großen Cirkels, ſo kömmt ein langweiliges hiſtoriſches Gedicht heraus, wo die Erzählung des Trojaniſchen Krieges von den Eiern der Leda anhebt.

Geht

Geht die krumme Linie bis über den Punkt, wo von der äußern Zweckmäßigkeit der ſtärkſte Abſchnitt ſtatt findet, ſo daß ſich alles in der innern Zweckmäßigkeit verliert, und muß ſie nun auf der andern Seite wieder herunterſteigen, wo die Abſchnitte wieder abnehmen, und die äußere Zweckmäßigkeit wieder zunehmen muß, ſo wird das Kunſtwerk matt, indem es ſich aus ſeinem immer in ſich ſelbſt vollendetem Zuſammenhange, in den äußern Zuſammenhang der Dinge wieder verſchwimmt.

Dieſe krummen Linien wollen wir alſo die Schönheitslinien, und die in dem unermeßlichen Zirkel gerade ſcheinenden Linien die Wahrheitslinien nennen. Die Schönheit wäre alſo die Wahrheit im verjüngtem Maaßſtabe.

Wir können die Wahrheitslinie nicht ſelber biegen, ſondern nur machen, daß ſie ſich zu biegen ſcheinet, indem ſie mit den hervorſtehenden äußerſten Spitzen der angränzenden Wahrheitslinien eine krumme Linie bildet, und auf die Weiſe das Zuſammengeſetzte vorgeſtellt wird,

als ob es etwas aus einem Stück beſtehendes wäre.

Das in ſich vollendete, was in der Natur durch die Succeſſion bewerkſtelligt wird, muß hier auf eine anſcheinende Art durch die Zuſammenſtellung hervotgebracht werden. Die eingebildete Schönheitslinie durchkreuzt eine Anzahl Wahrheitslinien, indem ſie denſelben allmälig engere Gränzen vorſchreibt, welche Gränzen eben das Weſen der Schönheitslinie ausmachen.

So muß alſo der Dichter bei einem jeden Dialog im Drama, dasjenige gehörig abzuſchneiden wißen, was derſelbe, der gewöhnlichen Folge der Dinge gemäß, nun noch ferner in ſich faſſen müßte; und in jedem folgenden Dialog, muß alles, was geſagt wird, immer weniger Beziehung auf irgend etwas anders in der Welt als auf die Kataſtrophe des Stücks haben; es muß alſo immer mehr äuſſerlich Zweckmäſſiges von jeder Unterredung abgeſchnitten werden, je mehr das Drama in ſich ſelbſt

vollendet ſeyn, oder innerliche Zweckmäſſigkeit haben ſoll.

Je unmerklicher ein Künſtler dieſe Abſtufung machen kann, deſto vollkommener iſt ſein Werk. Das Gehörige weglaſſen iſt alſo eigentlich das wahre Weſen der Kunſt, die mehr negativ, als poſitiv zu Werke gehen muß, wenn ſie gefallen ſoll. Wie jener groſse Zeichner von ſich ſagte; er habe einen ſchönen Kopf mehr durch Auslöſchen als durch Zeichnen hervorgebracht.

Die einzelnen Theile in einem ſchönen Kunſtwerke müſſen alle aus der Natur genommen, und alſo wahr ſeyn, aber ihre Zuſammenſetzung iſt die Schönheit, dieſe iſt alſo nur eine einzige, dahingegen die Wahrheit mehrfach iſt. Je mehrfacher die Wahrheitslinien, welche durch ihre Abſtufung die Schönheitslinien bilden, bis auf einen gewiſſen Punkt, ſind, je näher ſie aneinander gränzen, deſto gröſſere Aehnlichkeit wird dieſe mit der unermeßlichen wirklichen Schönheitslinie haben.

Sind der eingeſchloßenen Wahrheitslinien aber zu viele, ſo geht dieſe Aehnlichkeit wieder verloren: denn die Schönheitslinie weicht von ihrem Urbilde ab, und neigt ſich wieder zur Wahrheitslinie.

Wenn ich in einem Drama das Aufeinanderfolgende immer als Urſach und Wirkung anſehen ſoll, ſo muß mich der Künſtler niemals einen Sprung merken laſſen.

Ob ich alsdann gleich das jetzt Geſagte im Dialog auf tauſend andere Dinge ziehen könnte, ſo fühle ich mich doch gedrungen, es auf das folgende zu beziehen, und daſſelbe als die Wirkung davon anzuſehen, weil gerade ſo viel äuſſeres Zweckmäſſiges von dem Dialog abgeſchnitten iſt, als nöthig iſt mich die zunehmende innere Zweckmäſſigkeit fühlen zu laſſen; und doch immer nur etwas mehr, als in dem Vorhergehenden, damit die Schönheitslinie der Wahrheitslinie in ſo fern ähnlich werde, daß ihre Krümmung ſo viel wie möglich unmerklich iſt, und ich auf die Weiſe deſto leichter und angenehmer getäuſcht werde.

Mil-

Milton

über den Urſprung des Böſen.

In einer böſen Stunde, o Eva, gabſt du jenem falſchen Wurme Gehör, der abgerichtet war, es ſey von wem es wolle, des Menſchen Stimme nachzubilden, nur wahr, was unſern Fall, und falſch, was die verſprochne Erhöhung unſers Weſens anbetrift. Daß wir nun unſere Augen in der That eröfnet finden, und finden, daß wir Gutes und Böſes unterſcheiden können, das Gute nehmlich, welches wir verloren, und das Böſe, welches uns ſtatt deſſen zu Theil geworden iſt. — Schlimme Frucht des Wiſſens, wenn unſere Naktheit uns nur dadurch ſichtbar wird, wenn es von Ehr' und Treue, Reinigkeit und Unſchuld uns entblößt, die unſre ſonſt gewohnte Zierde war, und nun befleckt und voller Schmutz iſt, indem

in unſerm Angeſicht die Zeichen der ſtrafbaren Begierde ſichtbar werden, aus welcher alles Böſe entſpringt; ja ſelbſt die Schaam, der volle Schluß des Böſen, iſt ſchon an uns ſichtbar; zweifle alſo länger nicht an dem, was vor der Scham vorhergeht. Wie ſoll ich nun hinfort das Antlitz Gottes oder irgend eines Engels ſchauen, das ich ſo oft mit Freude ſonſt und mit Entzücken ſahe. Dieſe himmliſchen Geſtalten werden dieſe irrdiſche nun ganz mit ihrem unerträglich hellen Glanz verdunkeln. O könnt' ich hier in wilder Einſamkeit in irgend einer dunklen Grotte leben, wo die höchſten Wälder, dem Stern und Sonnenlichte undurchdringlich ihre Schatten, wie der braune Abend, weit umher verbreiten. Bedecket mich, ihr Fichten; ihr Zedern mit unzähligen Zweigen hüllt mich ein, wo ich die Sonne und die Sterne nie wieder ſehe! — Aber laß uns jetzt, o Eva, einen Rath erſinnen, da wir nun einmal ſo verwickelt ſind, wie wir für jetzt am beſten dieſe Theile vor einander bergen, die der Scham am meiſten ausgeſetzt, ſich uns am unſcheinbarſten zeigen. Irgend ein Baum, deſſen breite

glatte

glatte Blätter wir um unſre Lenden gürten, mag denn dieſe mittlern Theile rund umher bedecken, damit der neue Gaſt, die Scham, dort nicht mehr ſitze, und uns als unrein ſchelte!

Welches iſt denn nun die verbotene Frucht von welcher wir gekoſtet, und die Erkenntniß des Guten und Böſen dadurch erlangt haben?

Sind es die Künſte und Wiſſenſchaften? Iſt es der Handel, iſt es der Ackerbau?

Sind dieß Abweichungen von der Natur, die ſich durch ſich ſelbſt beſtrafen? Oder ſind dieſe Abweichungen eben ſo natürlich, wie die Natur ſelbſt.

Wenn ſie es ſind, warum iſt denn in allen menſchlichen Einrichtungen ſo viel Schiefes und Verkehrtes?

Warum iſt in die menſchlichen Einrichtungen wirkliches Elend verwebt?

Iſt es denn dem freien Willen des Menſchen möglich in dieſer ſchönen Schöpfung Gottes etwas zu verderben, ſo iſt er ja wirklich Gott gleich, ſo läßt ſich ja wirkliche Empörung der Geſchöpfe gegen den Schöpfer, der endlichen Wirkung gegen die unendliche Urſach denken? oder vielmehr die Urſach iſt denn ſelbſt nicht mehr unendlich, weil ſie durch ihre eignen Wirkungen wiederum eingeſchränkt wird.

Oder iſt die Freiheit der endlichen Weſen nur anſcheinend? So wäre denn dieß wunderbare Ganze eine aufgezogne Uhr, die von ſelber abläuft, und Krieg, Unterdrückung, und alle die mißtönenden Zuſammenſtimmungen der menſchlichen Verhältniſſe, woraus das wirkliche Elend erwächſt, wären alſo dem Schöpfer ein wohlgefälliges Spiel.

Und

Und was wäre das für ein Schöpfer? Wer bebt nicht mit Schaudern vor dieſen Abgrunde zurück!

Das

Das Eiſen

Ein Ideenſpiel.

Das Pflanzenreich giebt dem Menſchen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menſchen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich giebt ihm trennende und zuſammenfügende Werkzeuge, Sicherheits- Vertheidigungsmittel.

Der Menſch zerſtört das Thierreich und Pflanzenreich —

Das Mineralreich, dem die Natur keine eigentliche Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menſchen zerſtört, aber es zerſtört den Menſchen, indem es zu ſeinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Helm

Helm, Schild — Schwerdt, Kugel, Pfeil — Stahl ſchützt gegen Stahl — Helm und Schild ſchützen Kopf und Bruſt gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerſchmetternden Bombe, noch der Kugel von Blei, die durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird. —

Darum halten Helm und Schild in unſern Tagen den Tod und die Zerſtörung nicht mehr zurück, ſondern ſind als eine unnütze Laſt des Kriegers hinweggeworfen —

Die zerſtörenden Werkzeuge haben über die ſchützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhten Kraft der Zerſtörung hat die Erhöhung der beſchützenden Kraft nicht gleichen Schritt gehalten. —

Bogen und Pfeil iſt hingeworfen, und das tödtende Feuerrohr an ſeine Stelle getreten. —

Helm und Schild iſt auch hinweggeworfen, aber an ſeine Stelle iſt nichts getreten. —

Das Eiſen rächt an dem Menſchen die zerſtörte Thier- und Pflanzenwelt. —

Die weiche Wolle des Schafes kleidet ihn.

Die Stämme des Baumes geben ihm, ob er ſie gleich abgehauen hat, eine bequeme Wohnung, und ſchützen ihn vor Wind und Regen. —

Aber das Eiſen, das er ſelbſt zu ſeinem Verderben geſchmiedet hat, zerſchmettert und tödtet ihn —

Es iſt das nützlichſte und gefährlichſte Werkzeug in der Hand des Menſchen — Zerſtörung bleibt immer ſein vorzüglichſter Zweck. —

Durch die Axt fällt der Baum —
Durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die innerſte Zuſammenſetzung des Baumes zerſtört.

Durch das Meſſer wird die ganze innere Zuſammenſetzung des Thieres aufgelößt, und aus ihren feſteſten Fugen gebracht —

Durch

Durch die Senſe fallen Aehren. — Der Menſch zerſtört durch das Eiſen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine andre Schöpfung von ſeiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu laſſen. —

Bald beneiden ſich die Menſchen unter einander dieſe neue von ihnen ſelbſt hervorgebrachte Schöpfung. Daraus entſteht Krieg und Streit. — Eben das gefährliche Werkzeug, wodurch dieſe Schöpfung hervorgebracht wurde, zerſtört ſie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Palläſte in Schutthaufen —

Die Spitze des Eiſens kehrt ſich gegen den Menſchen ſelbſt — und weil er damit die Ordnung der Natur zerſtörte, ſo zerſtört es ihn wieder.

Der Menſch der dieſe wunderbare Verkettung der Dinge, ihr In- und Gegeneinanderwirken, ihr Entſtehen und wieder Vernichtet

werden, im Ganzen genommen überſchauet, weiß am Ende kein Reſultat daraus zu ziehen. — Die mancherley Beziehungen und Verhältniſſe der Dinge untereinander wirken wieder auf ſeine Denkkraft, und ſetzen ſie unwillkührlich in Thätigkeit —

Er ſinnt, und ſinnt, indem er glaubt auf etwas zu ſtoßen — allein es iſt beinahe, als ob durch alles das die Fiebern ſeines Gehirns nur ſollten in Bewegung geſetzt werden; denn am Ende iſt die ganze Frucht ſeines Nachdenkens — ein Ideenſpiel.

Vernichtung.

Laß die Gold umſäumte Wolke
Ueber jenen Hügel ziehn —
Laß ſie ſinken in das Meer
Wo die Purpurſtreifen glühn;
Wölkchen ſchweben um ſie her,
Gleich dem zarten Lämmervolke
Auf dem weichen Wieſengrün —
Sie iſt Königin des Himmels —
Sie verbreitet Licht und Glanz —
Was trägt ſie in ihrem Schooße?
Was umſchließt ihr Purpurkranz?
Iſt es eine goldne Schale
Die in ihrer Wölbung ruht,
Und vermiſcht mit Morgenſtrahle
Jenes purpurrothe Blut

In die offne Wölbung gießet,
Die vom Schimmer überfließet —
Oder iſt es eine Kugel
Die den Lichtſtof in ſich ſchließet,
Und ſich auf der Fläche wiegt,
Wo ſie von der Luft umgeben,
Wie auf einem Küſſen liegt —
Ach die Purpurwolke ſinket,
Doch ihr Schimmer ſinket nicht —
Denn aus ihren Saume blinket
Plötzlich ein allmächtig Licht —
Nun hat ſich das Licht gerundet —
Und der Wolken Königin,
Welche dieſes Licht gebohren,
Schwindet ſelbſt in Nacht dahin —
All' ihr Schimmer iſt verlohren —
Aber lächelnd ſinkt ſie hin:
Denn ſie hat das Licht gebohren.
Die Gebährerin des Lichts
Sinket lächelnd in ihr Nichts.

Vorbereitung des Edlern durch das Unedlere.

Alles, was die Natur hervorbringt, hat edlere und minder edle Theile.

Die Blätter des Baumes ſind verfeinerter, als ſein Stamm und ſeine Zweige, die Blüthe iſt veredelter als die Blätter, und die Frucht iſt das Edelſte von allem.

Das Erdreich, worin der Baum wächſt, iſt noch weit gröber und ungebildeter als der Stamm deſſelben; und doch würden der Stamm und die Zweige nicht ohne das Erdreich, und die feiner gebildeten Blätter, Blüthen und Früchte, nicht ohne den gröber gebildeten Stamm und ſeine Aeſte und Zweige ſeyn können.

Das weniger Edle muß alſo immer die Grundlage des Edlern ſeyn, und das erſte muß durch das letztere bis zur höchſten Stufe der Verfeinerung vorbereitet werden.

Der Stamm verliert ſich in die ſchlankeren Aeſte, die Aeſte in die zartergebildeten Zweige, die Zweige in Blätter, die Blätter in Blüthen, und die Blüthen in Früchte.

Im menſchlichen Körper heißen diejenigen die edlern Theile, deren Verletzung am gefährlichſten und in welcher gleichſam der Hauptſitz des Lebens iſt: die übrigen Theile des Körpers ſcheinen mehr um dieſer willen hervorgebracht zu ſeyn, als daß jene ſelbſt um der übrigen Willen hervorgebracht wären.

Nun findet aber zwiſchen den edlern Theilen wiederum ein groſſer Rangſtreit ſtatt, und es kömmt faſt alles auf die Frage an, ob der Kopf um des Magens oder der Magen um des Kopfes willen da ſey? Ob der Menſch nur

denken ſoll, um zu eſſen, oder ob er eſſen ſoll, um zu leben und zu denken.

Niemand wird leugnen, daß die Geſinnungen und Handlungen des Menſchen, die Blüthen und Früchte am Baume ſind, die durch den gröbern Nahrungsſtoff allmälig zubereitet werden. — Und dennoch denkt der größte Theil der Menſchen nur um zu eſſen — aber er denkt doch — die Natur hat ihren Endzweck erreicht, ſie hat das edlere durch das weniger edle unmerklich veranlaßt und vorbereitet.

Die Pädagogen.

Seit undenklichen Jahren war die Erziehung eine Sache, die man, wie tauſend andre Dinge, ihren Gang gehen ließ, ohne ſich ihre Vervollkommung zu einem beſondern Augenmerk zu machen.

Es ſtanden in unſern Tagen der Weichlichkeit und Ueppigkeit Männer auf, welche aus ſtarken Gründen bewieſen, daß die Erziehung etwas ſehr wichtiges ſey; und ein groſſer Theil der Menſchen fing an, dieſen Männern zu glauben, und die Erziehung auch für etwas ſehr wichtiges zu halten.

Da man nun darauf zu denken anfing, wie man eigentlich das künftige Menſchengeſchlecht erziehen wollte, ſo zerfiel daſſelbe in zwei Theile, wovon man denjenigen, welcher über den

andern erhaben zu ſeyn glaubt, den geſitteten Theil nennt.

Zu dieſem rechneten ſich nehmlich alle, welche ihren Kopf mehr, als ihre Hände brauchen, und zu jenem wurden alle diejenigen gerechnet, die ihre Hände mehr als ihren Kopf brauchen.

Nun war es aber dahin gekommen, daß der denkende Theil die Hände der übrigen Menſchen faſt allein für ſich arbeiten, und den mit den Händen arbeitende Theil die Köpfe der übrigen Menſchen faſt allein für ſich denken ließ.

Ein ganzer Theil von Menſchen war alſo gleichſam der Kopf der übrigen geworden, die ſeine Hände waren, welches ganz wieder die Ordnung der Natur iſt, die einem jeden einzelnen Menſchen zu ſeinem Gebrauch Kopf und Hände gegeben hat.

Dieß nun wieder ins Gleis zu bringen, hätte eigentlich das Hauptaugenmerk der neuen Wiſſenſchaft ſeyn ſollen, welche man die Erziehungskunſt oder Pädagogik nannte.

Weil aber der geſittete Theil der Menſchen die Erziehungsbücher verfertigte, ſo zog er vorzüglich ſich ſelbſt in Betrachtung, und alles lief darauf hinaus, wie er ſeine Geiſteskräfte noch mehr vervollkommen wollte, darüber vergaß er ſeine Brüder, deren Hände ihm doch Nahrung und Bequemlichkeit verſchaften, und denen er nicht einmal einen kleinen Theil ſeiner erworbenen Weisheit wollte zuflieſſen laſſen, indem er ſich nicht entblödete, noch die Frage aufzuwerfen, ob man das Volk in der Täuſchung oder Unwiſſenheit erhalten müſſe oder nicht?

Die Erziehungskunſt blieb daher größtentheils auf die ſogenannten geſitteten Stände eingeſchränkt, die dadurch noch mehr verfeinert, und noch geſitteter werden ſollten, und

das

das Volk blieb, wie es war — denn zwiſchen ihm und der ſogenannten feinern Welt blieb eine undurchdringliche Scheidewand.

Anſtatt ſich einander zu nähern, entfernten ſie ſich immer weiter von einander.

Daher die fürchterlich grotesken Erſcheinungen von Dummheit und Aberglauben des Pöbels gerade da, wo man die höchſte Aufklärung vermuthete.

Die Erziehungskunſt ließ ſich auf die Weiſe nicht mehr auf allgemeine Grundſätze zurückbringen, ſondern zerfiel in ſo viele ganz von einander abgeſonderte Methoden, als es Verſchiedenheiten der Stände gab, und allenthalben zeigten ſich nun Unordnung und Widerſprüche.

Da dachten die weiſeſten unter den Vätern von dem geſitteten Theile der Menſchen, daß es beſſer ſey, wenn ſich ihre geſunde Vernunft mit der warmen väterlichen Liebe vereinbarte,

um

um den wahren Geſichtspunkt der Erziehungs-kunſt ſelbſt zu treffen, als wenn ſie den lee-ren Hirngeſpinnſten mancher eingebildeter Wei-ſen ferner Gehör gäben.

Und nun fanden ſie, daß es gar nicht wohl gethan ſey, wenn die höhern Stände die niedern zu ſich wollten hinaufſteigen laſſen; daß es aber ſehr wohl gethan ſey, wenn die höhern zu den niedern ein paar Stufen herab-ſtiegen.

Sie fanden, daß es zum Wohl der Menſch-heit nöthiger ſey, den höhern Ständen ſchon in der Jugend Ehrfurcht gegen die niedern, als den niedern Ehrfurcht gegen die höhern einzuflößen.

Daß derjenige, welcher vorzüglich ſeinen Kopf brauchen ſoll, um andre zu regieren,

von

von dieſen vorher gelernt haben müſſe, ſeine Hände zu brauchen, um ſich im Fall der Noth zu ernähren.

Daß die wahre Kultur ſchlechterdings nicht einſeitig ſeyn könne, ſondern ſich verhältnißmäßig auch über die niedrigſten Stände verbreiten müſſe. Und daß die höhern Stände von den niedern an Körperkultur wieder gewinnen müſſen, was ſie ihnen an Geiſteskultur mittheilen.

Die weiſen Väter, welchen es übrigens weder an Macht noch Reichthum fehlte, um ihre Abſichten durchzuſetzen, fielen auf ein ganz einfaches und leichtes Mittel, wozu ſie weder des einen noch des andern bedurften, und wodurch ſie demohngeachtet bewerkſtelligten, daß die verhaßte Scheidewand zwiſchen den Ständen allmälig weggerückt wurde.

Daß die niedern Stände mehr Ehrfurcht gegen die höhern hegten, weil ſich dieſe im Nothfall dasjenige ſelbſt verſchaffen konnten, was ſie ſonſt von den niedern Ständen abhängig macht. Und daß die höhern Stände mehr Liebe und Ehrfurcht gegen die niedern hegten, weil ſie einmal ihres Gleichen geweſen, und näher mit ihnen bekannt geworden waren. So daß auf die Weiſe beſſre Richter, beſſre Aerzte, beſſre Lehrer des Volks, beſſre Obrigkeiten, und beſſre Fürſten entſtanden;

Daß der Menſchheit ihr erkranktes Selbſtgefühl wieder gegeben ward;

Daß die Weichlichkeit der Sitten abnahm;

Daß die menſchlichen Dinge ſich nach und nach wieder in ihr ordentliches Gleis fügten, die alle gemeine Aufklärung mit gleichen Schritten fortging, die Stände einander immer

näher rückten, und allmälig jeder Vorzug der Menſchheit, ſich wie der Thau des Himmels, über alle ergoß. —

Und was thaten die weiſen Väter, um dieſe Endzwecke zu bewirken?

Sie lieſſen ihre Söhne Handwerke lernen.

Der

Der bildende Genius.

Je lebhafter ſpiegelnd das Organ von der dunkel ahndenden Thatkraft, durch die unterſcheidende Denkkraft, und die darſtellende Einbildungskraft, bis zu dem hellſehenden Auge und dem deutlich vernehmenden Ohre wird, um deſto vollſtändiger und lebendiger werden zwar die Begriffe, aber um deſto mehr verdrängen ſie ſich auch und ſchlieſſen einander aus.

Wo ſie ſich alſo am wenigſten einander ausſchlieſſen, und ihrer am meiſten nebeneinander beſtehen können, das kann nur da ſeyn, wo ſie am unvollſtändigſten ſind, wo bloß ihre Anfänge oder erſten Anläſſe zuſammentreffen,

die

die eben durch ihr Mangelhaftes und Unvollſtändiges in ſich ſelber den immerwährenden, unwiederſtehlichen Reitz bilden, der ſie zur vollſtändigen Wirklichkeit bringt.

Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie, ſo weit wie die Natur ſelber ſeyn, das heiſt: die Organiſation muß ſo fein gewebt ſeyn; und ſo unendlich viele Berührungspunkte der allumſtrömenden Natur darbieten, daß gleichſam die äuſſerſten Enden, von allen Verhältniſſen der Natur im Großen hier im Kleinen ſich nebeneinanderſtellend, Raum genug haben, um ſich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organiſation von dieſem feinen Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahndung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in

ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, ſo muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwiſchen den ſich wägenden Kräften ſo lange entſtehen, bis ſie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele deren bloß thätige Kraft, ſchon das Edle groſſe Ganze der Natur in dunkler Ahndung faßt, kann ſich die erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darſtellende Einbildungskraft und der am hellſten ſpiegelnde äußre Sinn, mit der Betrachtung des Einzelnen im Zuſammenhange der Natur nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahndeten Verhältniſſe jenes großen Ganzen, müſſen nothwendig auf irgend eine Weiſe entweder ſichtbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden muß die Thatkraft, worinn ſie ſchlummern, ſie nach ſich ſelber aus ſich ſelber bilden, ſie muß alle Verhältniſſe des großen Ganzen, und

in ihnen das höchſte Schöne, gleichſam wie an den Spitzen ſeiner Strahlen, in einem Brennpunkte faſſen; — aus dieſem Brennpunkte muß ſich nach des Auges gemeſſener Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchſten Schönen ründen, das die vollkommenſten Verhältniſſe des groſſen Ganzen der Natur eben ſo wahr und richtig, wie ſie ſelbſt, in ſeinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieſer Abdruck des höchſten Schönen nothwendig an etwas haften muß, ſo wählt die bildende Kraft durch ihre Individualität beſtimmt, irgend einen ſichtbaren, hörbaren, oder der Einbildungskraft faßbaren Gegenſtand, auf den ſie den Abglanz des höchſten Schönen in verjüngendem Maaßſtabe überträgt. — Und weil dieſer Gegenſtand wiederum, wenn er wirklich das, was er darſtellt, wäre durch ſeine Bildung zu einem für ſich beſtehenden Ganzen, mit dem Zuſammenhange der Natur, die auſſer ſich ſelber kein eigenmächtiges Ganze duldet, nicht beſtehen könnte; ſo führt uns dieß auf den Punkt daß jedes-

 mal

mal das innere Weſen erſt in die Erſcheinung ſich verwandeln müſſe, ehe es zu einem für ſich beſtehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältniſſe des groſſen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange, ſpiegeln kann.

Da nun aber jene groſſen Verhältniſſe in deren völligen Umfange das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, ſo kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im erſten Augenblick der Entſtehung ſtatt finden, wo das Werk, als ſchon vollendet, durch alle Grade ſeines allmäligen Werdens, in dunkler Ahndung auf einmal vor die Seele tritt, und in dieſem Moment der erſten Erzeugung, gleichſam vor ſeinem wirklichem Daſeyn da iſt; wodurch alsdenn auch jener unnenbare Reitz entſteht, welcher das ſchaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen

Genuß der Werke der ſchönen Künſte ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher kommendes in uns entſtehen, daß den Genuß der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch das Werden deſſelben aus unſrer eignen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann; — ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber; und das Schöne ſelbſt hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns. — Und das bildende Genie iſt daher im groſſen Plane der Natur zuerſt um ſein ſelbſt und dann erſt um unſertwillen da, weil es nun einmal auſſer ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen, und bilden, aber das Gebildete, doch wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darinn, daß ſein innres Weſen, auſſer den Grenzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung,

in ſeinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſey? iſt es ſchön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach ſie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als den Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des groſſen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfaſſen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerſtreute iſt ja nur in ſo fern ſchön, als ſich dieſer Inbegriff aller Verhältniſſe des groſſen Ganzen mehr oder weniger darinn offenbart. — Es kann alſo nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künſte, eben ſo wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchſte Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht ſchön genug für die ſtolze Nachahmung der edlen und majeſtätiſchen Verhältniſſe des groſſen Ganzen der Natur iſt. — Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht — oder empfunden werden.

Weil

Weil nehmlich, in gänzlicher Ermanglung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenſtand unſrer Denkkraft iſt ſo würden wir in ſo fern wir es nicht ſelbſt hervorbringen können auch ſeines Genuſſes ganz entbehren müſſen, in dem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schönere näher käme, als das Minderſchöne, — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns erſetzte, das ihr ſo nahe wie möglich kömmt, ohne ſie ſelbſt zu ſeyn: — dieß iſt, was wir Geſchmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen; die, wenn ſie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genuſſes, bei der Hervor' ingung des Schönen, durch die ungeſtörte Ruhe der ſtillen Betrachtung erſetzen kann.

Wenn nehmlich das Organ nicht fein genug gewebt iſt um dem einſtrömenden Ganzen der Natur ſo viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig ſind, um alle ihre großen Verhältniſſe vollſtändig im Kleinen abzuſpiegeln, und nur noch ein Punkt zum Schluß

des völligen Zirkels fehlt; ſo können wir ſtatt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Verſuch es auſſer uns wieder darzuſtellen würde uns mißlingen, und uns deſto unzufriedner mit uns ſelber machen, je näher unſer Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt. Weil nehmlich das Weſen des Schönen eben in ſeiner Vollendung in ſich ſelbſt beſteht, ſo ſchadet ihm der letzte fehlende Punkt ſo viel als tauſend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle in welche ſie gehören — und iſt dieſer Vollendungspunkt einmal verfehlt, ſo verlohnt ein Werk der Kunſt der Mühe des Anfangs und der Zeit ſeines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und ſein Daſeyn muß nothwendig, durch die Vergeſſenheit worin es ſinkt, ſich wieder aufheben.

Eben ſo ſchadet auch dem in das feinere Gewebe der Organiſation gepflanzten unvollendeten Bildungsvermögen, der letzte zu ſeiner Vollſtändigkeit fehlende Punkt, ſo viel als tau-

ſend

ſend. — Der höchſte Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben ſo wenig, wie der geringſte, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen ſeine Grenzen überſchreitet, muß es nothwendig unter ſich ſelber ſinken, ſich aufheben, und vernichten.

Je vollkommner nun das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſtomehr iſt es in Gefahr ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weiſe, durch tauſend mißlungne Verſuche, ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunſt, zugleich durch das Werden deſſelben, in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch; und ahndet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt, hervorzubringen.

Um ſich nun dieſen höhern Grad des Genuſſes, welchen ſie an einem Werke, das einmal ſchon da iſt, unmöglich haben kann, auch zu verſchaffen, ſtrebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas ähnliches aus ſich ſelbſt hervorzubringen; haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet ſich zugleich den Genuß alle des Schönen, das auſſer ihr ſchon da iſt, und woran ſie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da iſt, keine Freude findet. Ihr einziger Wunſch und Streben iſt, des ihr verſagten höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahndet, theilhaftig zu werden; in einem ſchönen Werke, das ihr ſein Daſeyn dankt, mit dem Bewußtſein von eigner Bildungskraft, ſich ſelbſt zu ſpiegeln. — Allein ſie wird ihres Wunſches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte; und das Schöne ſich nur um ſein ſelbſtwillen, von der Hand des Künſtlers greifen, und willig und folgſam von ihm ſich bilden läßt.

Wo ſich nun in den ſchaffen wollenden Bildungstrieb ſogleich die Vorſtellung vom Genuß des

Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll, und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärkſte Antrieb unſerer Thatkraft wird; die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht an und durch ſich ſelbſt gedrungen fühlt, da iſt der Bildungstrieb gewiß nicht rein; der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen aus einander, das Werk kann ſich nicht ründen.

Dem höchſten Genuß des aus ſich ſelbſt hervorgebrachten Schönen ſich ſo nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, ſcheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äuſſerſt leicht wird; wenn wir aus dieſem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu beſitzen ſchmeicheln, um doch ſein Weſen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir finden, tilgen; und jede Vorſtellung des Genuſſes, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nur da ſeyn wird, durch das Gefühl von unſrer eignen Kraft gewähren ſoll, ſo viel wie möglich zu verbannen ſuchen. So daß,

wenn

wenn wir es auch mit dem letzten Athemzuge erſt vollenden könnten, es dennoch zu vollenden ſtrebten. — Behält alsdann das Schöne, das wir ahnden, bloß an und für ſich ſelbſt in ſeiner Hervorbringung noch Reitz genug, unſre Thatkraft zu bewegen; ſo dürfen wir getroſt unſerm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein iſt. — Verliert ſich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genuſſes und der Wirkung auch der Reitz, ſo bedarf es ja keines Kampfes weiter — der Frieden in uns iſt hergeſtellt. — Das nun wieder in ſeine Rechte getretne Empfindungsvermögen eröfnet ſich zum Lohne für ſein beſcheidnes Zurücktreten in ſeine Grenzen, dem reinſten Genuß von allem Schönen, der mit der Natur ſeines Weſens beſtehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft ſich ſcheidet, ſo äuſſerſt leicht verfehlt und überſchritten werden, daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn immer tauſend falſche angemaaßte Abdrücke des höchſten Schönen, gegen einen ächten, durch den fal-

ſchen

ſchen Bildungstrieb, in den Werken der Kunſt entſtehen. Denn da auch die ächte Bildungskraft, ſogleich bei der erſten Entſtehung ihres Werkes auch ſchon den erſten höchſten Genuß deſſelben, als ihren ſichern Lohn ſchon in ſich ſelber trägt, und ſich nur dadurch von dem falſchen Bildungstriebe unterſcheidet, daß ſie den allererſten Moment ihres Anſtoßes durch ſich ſelbſt, und nicht durch die Ahndung des Genuſſes von ihrem Werke erhält; und weil in dieſem Moment der Leidenſchaft die Denkkraft ſelber kein richtiges Urtheil fällen kann, ſo iſt es faſt unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungner Verſuche dieſer Selbſttäuſchung zu entkommen. — Und ſelbſt auch dieſe mißlungnen Verſuche ſind noch nicht immer ein Beweiß vom Mangel an Bildungskraft, weil dieſe ſelbſt da, wo ſie ächt iſt, oft eine ganz falſche Richtung nimmt, indem ſie vor ihre Einbildungskraft ſtellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben damit das ächte Schöne ſelten bleibe, läßt die Natur die innwohnende Bildungskraft

nicht immer zur völligen Reife und Entwick-
lung kommen; oder ſie läßt ſie einen falſchen
Weg einſchlagen, auf den ſie ſich nie entwi-
ckeln kann. Und eben damit das ächte Schöne
und Edle durch ſeinen ſeltnen Werth ſich vom
Gemeinen und Schlechten ſcheide, läßt ſie auch
aus dem angemaßten Bildungstriebe das Ge-
meine und Schlechte in dem Maß entſtehen,
als durch die Vielheit deſſelben die Seltenheit
des ächten Schönen deſto glänzender ſchimmern
kann, ohne dadurch ganz verdrängt und über-
ſchwemmt zu werden.

In dem Empfindungsvermögen bleibt alſo
ſtets die Lücke, welche nur durch das Reſultat
der Bildungskraft ſich ausfüllt. Bildungskraft
und Empfindungsfähigkeit verhält ſich zu einan-
der wie Mann und Weib. Denn auch die Bil-
dungskraft iſt bei der erſten Entſtehung ihres
Werks, im Moment des höchſten Genuſſes, zu-
gleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie
die Natur, den Abdruck ihres Weſens aus ſich
ſelber.

Empfindungsvermögen ſowohl als Bildungs=kraft ſind alſo in dem feinern Gewebe der Organiſation gegründet, in ſo fern dieſelbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältniſſen des großen Ganzen der Natur ein vollſtändiger oder doch faſt vollſtändiger Abdruck iſt. Empfindungs = ſowohl als Bildungskraft umfaſſen mehr als Denkkraft; und die thätige Kraft, worinn ſich beide gründen, umfaßt zugleich auch alles, was die Denkkraft faßt, weil ſie von allen Begriffen, die wir je haben können, die erſten Anläſſe, ſtets ſie herausſpinnend, in ſich trägt.

In ſo fern nun dieſe thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in ſich faßt, heiſt ſie Bildungskraft; und in ſo fern ſie das, was auſſer den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung ſich entgegen neigend, in ſich begreift, in ſo fern heißt ſie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hin=

ge=

gegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon ſie nur die Grundlage iſt, für ſich allein ſtatt finden.

Des Maurerlehrlings Weihe.

Was kann die höchſte, oder tiefſte Weis-
heit Höheres lehren?
Als das: der Menſch muß edel ſeyn, das
heißt, er muß der Menſchheit Würde fühlen,
Er muß den Blick zu etwas Höherm heben,
Als das, wonach der große Haufe ſtrebt —
Er ſoll für Menſchen Wohl und Weh ein zart
Gefühl,
Und Kraft auch in ſich haben, das eine ohne
Prunk,
Zu fördern, und das andre wenn gleich nicht
Zu tilgen, doch mit ſanfter Hand zu mildern,
Wo nicht mit ſüßem Troſt, der aus der Weis-
heit Schule kömmt!

Die Weisheit aber ſagt: zu höherm Leben
Iſt Duldung ſtets der Keim, und die Gefahren
Die den Sterblichen von allen Seiten drohn
So lange die Zerſtörung ihren Schritt
Noch ungehemmt durch alle Menſchenalter
hält —
Sind das, woraus des Helden Edelmuth
Des Weiſen goldne Lehr' und manche ſchöne
That
Des wechſelſeitgen Beiſtands liebreicher Hülf'
erwächſt.
So tritt der Maurer Lehrling ſeinen Pfad
Umringt von täuſchenden Gefahren an,
Die endlich vor dem Blick des Eingeweihten
Gleich einem Traum verſchwinden. — Doch ſo
wie
Die drohende Gefahr nur bildlich war,
So iſt auch dieſe Einweihung ein Vorbild
Von einer höhern Weihung, die der Maurer
Wenn ſie ihm werden ſoll, ſich ſelbſt erringen
muß,

Wozu dieß Vorbild ſtets ein Wink, ein Sporn,
und Führer iſt. —
Im Oſten dämmert noch das Licht mit blaſſem
Schimmer
Von daher ſchallt des Meiſters Stimme, die
uns zur Ordnung und zur Stille ruft —
Und nicht umſonſt in unſerm Ohr ertönt,
Damit wir vom Geräuſch des Lebens auf Mo-
mente,
Den Geiſt zu würdigern Gedanken ſammlen
Wodurch das Leben ſelbſt erſt ſeinen Werth
erhält.

Die Stuffen des Geſellengrades.

Deutet hier nicht alles auf Streben nach höherer Vollkommenheit, auf immerwährendes Fortſchreiten, auf Muth und Verachtung der Gefahr, auf immerwährende Annäherung zu einem aufgeſteckten Ziele, wodurch das Zaudern und der Stillſtand verboten, der Müſſiggang ſchändlich wird? — Hier wehet das Panier dem wir folgen ſollen — um immer zum Aufbruch bereit zu ſeyn, denn unſer erſtes Loſungszeichen iſt Verachtung des Todes — das zweite deutet auf Muth und Kraft zum Leben — das Zeichen, das uns näher knüpft, iſt ein bedeutender Händedruck —.unſer erſtes Loſungswort macht uns aufmerkſam auf das Göttliche unſers Urſprungs, das zweite auf die Kraft, die in uns wohnet.

Wir verſammlen uns, um den Götterfunken wieder anzufachen, der unter der Aſche glimmt — die heilige Flamme, welche dieſer Tempel gleich dem Feuer der Veſta aufbewahrt, ſoll unſere Bruſt durchglühen und unſer Weſen veredeln. — Wir beſchwören den Geiſt, der in uns ſelber verborgen wirkt und lebt, daß er mit Macht ſich äußere, die Nebel der eigennützigen Sorgen durch ſeinen angebohrnen Glanz verſcheuche, und Licht und Klarheit in uns, und um uns her verbreite.

Die Binde iſt nun von des Lehrlings Augen gefallen — ihm leuchtet ein flammender Stern auf dunklem Pfade —

Die Stuffen zu dem Heiligthum müſſen erſtiegen werden — und ihre Zahl bezeichnet harmoniſchen Zuſammenklang, worin die Leiter der Töne ſchlummert, aus welcher mannichfaltige Melodien ſich entwickeln — wohin wollen dieſe Winke anders deuten, als daß der Maurer jede Stuffe zur Vollkommenheit, jede höhere Geiſtesentwickelung zum Ziele ſeiner Be-

 ſtre-

ſtrebungen machen, und alle das Schöne, was Menſchen dachten und empfanden, ſich zueignen, und die Frucht davon genieſzen ſoll.

Denn was die Vorwelt erfunden hat, ſoll die Nachwelt nutzen, und Künſte und Wiſſenſchaften ſind, ſobald ſie erfunden worden, ein Eigenthum der Menſchheit. — Die zerſtreuete Menſchheit aber ſoll ſich in unſrer Loge ſammlen, hier ſoll der Sitz der wechſelſeitigen Mittheilung, ſo wie der Eintracht und des Friedens ſeyn. — Das Geheimſte und Wichtigſte ſoll hier zur Sprache kommen und vor dem Blick des Maurers das Innerſte unſers Weſens ſich enthüllen.

Dazu aber iſt es nöthig, die Stuffen der Menſchenbildung zu erſteigen, Kenntniſſe, welche Geiſt und Herz erheben, ſich zu erwerben, und dieſe mit den maureriſchen Kenntniſſen zu verknüpfen, um in den Symbolen der Maurerei den Punkt zu finden, der uns allein den innern Frieden giebt. — Denn dieſer Frieden

ſoll

ſoll keine träge Ruhe, ſondern eine feſte Reſignation ſeyn, die auf jeden Erfolg gefaßt, nur deſto thätiger iſt, und ohne Furcht und Schrecken an jähen Abgründen die Lebensbahn hinwandelt.

Dann erſt iſt die Loge für uns ſo hoch wie der Himmel, und reicht vom Aufgange bis zum Niedergange. — Der geſtirnte Himmel iſt ihre Decke, und ihr Fußboden wohin unſer Fuß treten mag — wir finden ſie in uns, und uns in ihr zu allen Zeiten wieder. — Wo Ordnung, Ebenmaaß, und Schönheit in bleibenden Werken der Menſchen, ihren Worten, oder Thaten herrſcht, da glänzt im hellen Stern der Buchſtabe mit der Flammenſchrift — und wo ein neues Gefilde des Denkens ſich eröfnet, da ſind die Stuffen zum Heiligthum.

Hier ſoll der erſte Schlag des Hammers den ernſten Gedanken in unſre Seele rufen: daß über unſern Häuptern unſichtbar unſer Schickſal ſchwebt, und wir mit feſtem Tritt durchs Leben gehen, und in uns ſelbſt den Frieden

finden müſſen, der außer uns nicht iſt. — Ordnung und Stille ſollen hier den Ton der Harmonie in unſer Leben bringen — und jedes Sinnbild ſoll zur rechten Zeit vor unſre Seelen treten, und uns mit leiſer Stimme warnen, ſo oft der Fuß von ſeiner Bahn abweicht.

Hier ſteht ein Pfeiler, der nicht wankt, er bürgt die Götterkraft, die in uns wohnt, flößt Muth zum Leben ein. — Hier meine Brüder wollen wir verweilen; denn unſre Meiſter rufen uns entgegen: aus Mitternacht flammt der Stern — ſein Licht verſchwindet — und der Vorhang fällt. — —

Mutius Scävola.

Dadurch daß die That des Mutius Scävola erwünſchte Folgen hatte, wurde ſie nicht im geringſten edler, als ſie war, und würde auch, ohne den Erfolg, von ihrem innern Werthe nichts verlohren haben; ſie brauchte nicht nützlich zu ſeyn, um edel zu ſeyn; bedurfte des Erfolges nicht, eben weil ſie ihren innern Werth in ſich ſelber hatte.

Und wodurch anders hatte ſie dieſen Werth, als durch ſich ſelbſt, durch ihre Entſtehung, durch ihr Daſeyn?

Das edle und große der Handlung lag ja eben darinn, daß der junge Held, auf jeden Erfolg gefaßt, das alleräuſſerſte wagte, und da es ihm mißlang, ohne Bedenken ſeine

Hand in die lodernde Flamme ſtreckte, ohne noch zu wiſſen, was ſein Feind in deſſen Gewalt er war, über ihn verhängen könnte. —

So kann nur der handeln, welcher eine große That, deren Erfolg ſo äußerſt ungewiß iſt, um dieſer That ſelbſtwillen, unternimmt, wovon allein ſchon das große Bewußtſeyn ihn für jeden mißlungnen Verſuch ſchadlos hält.

Wäre Mutius, unter andern Umſtänden, bloß das Werkzeug eines andern, dem er aus Pflicht gehorchte, zu einer ähnlichen That geweſen, und hätte ſie, mit Beiſtimmung ſeines Herzens, vortrefflich, und ſo wie er ſollte, ausgeführt; ſo hätte er zwar noch nicht im eigentlichen Sinne edel, aber ſehr gut gehandelt: denn ob gleich ſeine Handlung auch ſchon dieſen Werth in ſich ſelber hat, ſo wird doch ihre Güte zugleich noch mit durch den Erfolg beſtimmt.

Hätte

Hätte aber eben dieſer Mutius den Angriff auf den Feind ſeines Vaterlandes meuchelmörderiſcher Weiſe aus Privatrache und perſönlichem Haß gethan, und ſie wäre ihm nicht mißlungen, ſo hätte ſie ſeinem Vaterlande, ohne gut und edel zu ſeyn, dennoch genützt, und hätte, ohne den mindeſten innern Werth zu haben, dennoch, durch den Erfolg, eine Art von äußerm Werth erhalten.

Wie nun das Gute zum Edlen; eben ſo muß das Schlechte zum Unedlen ſich verhalten: das Unedle iſt der Anfang des Schlechten, ſo wie das Gute der Anfang des Schönen und Edlen iſt; und ſo wie eine bloß gute noch keine edle, ſo iſt eine bloß unedle deswegen noch keine ſchlechte Handlung.

Und wie das Nützliche zum Guten, eben ſo verhält wiederum das Unnütze ſich zum Schlechten: das Schlechte iſt gleichſam der Anfang des Unnützen, ſo wie das Nützliche ſchon der Anfang des Guten iſt; wie das bloß Nütz-

liche deswegen noch nicht gut iſt, ſo iſt auch das bloß Schlechte deswegen noch nicht unnütz.

Nun ſteigen die Begriffe von unedel, ſchlecht und unnütz eben ſo herab, wie die Begriffe von nützlich, gut, und ſchön, heraufſteigen. Von den heraufſteigenden Begriffen ſteht das Edle und Schöne auf der höchſten, ſo wie von den herabſteigenden das Unnütze auf der niedrigſten Stuffe. Von allen dieſen Begriffen nun ſtehen der vom Schönen und der vom Unnützen am weiteſten von einander ab, und ſcheinen ſich am ſtärkſten entgegen geſetzt zu ſeyn; da wir doch vorher geſehen haben, daß das Schöne und Edle ſich eben dadurch vom Guten unterſcheidet, daß es nicht nützlich ſeyn darf um ſchön zu ſeyn, und alſo der Begriff vom Schönen mit dem Begriff vom Unnützen oder nicht Nützlichen ſehr wohl müßte beſtehen können.

Hier zeigt es ſich alſo, wie ein Zirkel von Begriffen ſich zuletzt wieder in ſich ſelbſt verliert, indem ſeine beiden äußerſten Enden gerade

rade

rade da wieder zuſammenſtoßen, wo, wenn ſie nicht zuſammenſtießen, von einem zum andern der weiteſte Weg ſeyn würde.

Der Begriff vom Unnützen nehmlich, in ſo fern es gar keinen Zweck, keine Abſicht außer ſich hat, warum es da iſt, ſchließt ſich am willigſten und nächſten an den Begriff des Schönen an, in ſo fern daſſelbe auch keines Endzwecks, keiner Abſicht, warum es da iſt, auſſer ſich bedarf, ſondern ſeinen ganzen Werth, und den Endzweck ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat.

In ſo fern aber nun das Unnütze nicht zugleich auch ſchön iſt, fällt es auf einmal wieder am allerweiteſten vom Begriff des Schönen, bis unter das Schlechte herab, weil es nun, weder in ſich noch auſſer ſich, eine Abſicht hat, warum es da iſt, und ſich alſo gleichſam ſelbſt aufhebt. Iſt aber das Unnütze, oder dasjenige, was außer ſich keinen Endzweck ſeines Daſeyns hat, warum es da iſt, zugleich auch ſchön,

ſo

ſo ſteigt es plötzlich auf die höchſte Stuffe der Begriffe bis über das Nützliche und Gute empor, indem es eben deswegen keines Endzwecks außer ſich bedarf, weil es in ſich ſo vollkommen iſt, daß es den ganzen Endzweck ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat.

Die drei aufſteigenden Begriffe von nützlich, gut und ſchön, und die drei abſteigenden von unedel, ſchlecht und unnütz, bilden alſo aus dem Grunde einen Zirkel, weil die beiden äuſſerſten Begriffe vom Unnützen und vom Schönen ſich gerade am wenigſten einander ausſchlieſſen; und der Begriff des Unnützen von dem einen, für den Begriff des Schönen von dem andern Ende, gleichſam die Fuge wird, in die es ſich am leichteſten hineinſtehlen und verlieren kann.

Steigen wir nun die Leiter der Begriffe herab, ſo verträgt ſich ſchön und edel zwar mit unnütz, aber nicht mit ſchlecht und unedel; gut verträgt ſich mit nicht edel, aber nicht

mit

mit ſchlecht und unnütz; nützlich mit ſchlecht und unedel, aber nicht mit unnütz; unedel mit gut und nützlich aber nicht mit ſchön; ſchlecht mit nützlich, aber nicht mit ſchön und gut; unnütz mit ſchön aber nicht mit gut und nützlich: die Begriffe müſſen ſich immer gerade da wieder entgegen kommen, wo ſie am weiteſten von einander abzuweichen, und ſich zu verlaſſen ſcheinen.

Die

Die Unſchuldswelt.

Wenn alle Menſchen immer Schafe geweidet hätten, ſo wären ſie wohl ganz glücklich geweſen. — Aber was wäre denn aus unſerer Geſchichte geworden? — Wo hätten wir von Schlachten zu Land und zur See, von eroberten Städten, von Feldherrntugenden, von Heldenmuth und Tapferkeit, von Bündniſſen und Staatsverfaſſungen zu hören und zu leſen bekommen?

Dieſer Welt von Ereigniſſen, die nun auf dem Schauplatz und in der Geſchichte eine ſo angenehme Wirkung auf unſre Einbildungskraft macht, wären wir dann verluſtig gegangen.

Wo hätte dann der Stoff zu einer Iliade, zu einer Aeneide herkommen ſollen?

Armſelige Welt', die dann geblieben wäre,

Ohne Schwerdt und Helm,
Ohne Schlachten,
Ohne Kriegsrüſtungen,
Ohne Blutvergießen,
Ohne Trauerſpiele,
Ohne Geſchütz und Bombe,
Ohne Schanz' und Bollwerk,
Ohne ſtehende Kriegsmacht,
Ohne Könige, ohne Fürſten!

Wahrlich um ſo viel große und majeſtätiſche Dinge, ſich zuſammen zu denken, verlohnt es ſich doch wohl noch der Mühe, unglücklich zu ſeyn.

Alle dieſe großen Dinge müſſen ja doch einen Zweck haben. —

Was wären denn die Bomben wenn keine Glieder dadurch zerſchmettert, und die Schwerdter, wenn nicht Menſchen dadurch getödtet würden?

 Das

Das veredelt ja eben die Werkzeuge der Zerſtörung, daß ſie das Edelſte auf Erden in ſolcher Menge zernichten und zerſtören.

Wenn Tauſende an einem Tage vor dem Schwerdtſtreich fallen, das iſt doch etwas Großes.

Und das Große wollen wir ja; unſre Seele will ja erweitert ſeyn, unſre Einbildungskraft will viel umſpannen.

Wenn alſo dieſer Zweck nur erreicht wird, ſo mag darüber zu Grunde gehn, was da wolle; das Zugrundegehen iſt eben ſo etwas tragiſches, die Seele erſchütterndes, deſſen Anblick wir uns ſehr gerne gefallen laſſen, ſobald es nur uns ſelber nicht mit betrift.

Wir alle ſind im Grunde unſers Herzens kleine Neronen, denen der Anblick eines brennenden Roms, das Geſchrei der Fliehenden, das Gewimmer der Säuglinge gar nicht übel behagen würde, wenn es ſo, als ein Schauſpiel, vor unſern Blicken ſich darſtellte.

Den Zweck haben wir alſo erreicht: unſere Gedanken ſind erweitert; wir ſind den Göttern gleich geworden; aber unſre neuen Ideen haben wir uns nicht ſowohl durch Bauen, als durch Zerſtören geſchaffen. Da wir nicht Schöpfer werden konnten, um Gott gleich zu ſeyn, wurden wir Zernichter; wir ſchufen rückwärts, da wir nicht vorwärts ſchaffen konnten. Wir ſchufen uns eine Welt der Zerſtörung, und betrachteten nun in der Geſchichte, im Trauerſpiel, und in Gedichten unſer Werk mit Wohlgefallen.

Denn da allein kann es noch überblickt, und mit Wohlgefallen betrachtet werden. In der Wirklichkeit, oder in dem wirklichen Entſtehen, beſchäftigt es ſo viele Hände, und ſo viele Gedanken im Kleinen, daß das eigentliche Groſſe gar nicht mehr in Betracht kommen kann. Das Groſse ſchaft ſich erſt nachher die zuſammenfaſſende Phantaſie.

Das iſt nun die phantaſtiſche Gröſſe, das Gott gleich ſeyn wollen, wornach wir ſtreben. —

Um uns ein eingebildetes Gut zu ſchaffen, unterziehen wir uns wirklichen Uebeln. —

So eine gebäute Stadt mit ihren Thürmen und Palläſten iſt doch ſchön, wenn ſie nun da ſteht; ſo etwas fällt doch gut ins Auge — —

Ach das übertünchte Grab; mit ſeinen vergoldeten Leichenſteinen!

Inwendig nagen der Neid, die Habſucht, die quälende Unzufriedenheit, die um ſich freſſende Vergleichungsſucht, an den verweſenden Leichnam des entſeelten Menſchenglücks.

Verpeſtete Kerker, Zuchthäuſer, Behauſungen des Elends, mit Todtengerippen und Unſinn erfüllte Tempel, mühevolle Werkſtätte, wo täglich das Rad des Jxion auf und nieder gewälzt wird! Sammelplätze unſinniger Vergnügungen, um von unſinnigern Arbeiten auszuruhen! Freiſtätte viehiſcher Wolluſt! Fürchterliche Glücksräder, die den Lohn der Mühe verſchlingen, und ihn wieder aus ihrem Rachen ſpeien, um die Faulheit zu krönen, und des Fleißes zu ſpotten. Und vor allen jenes fürch-

terliche Glücksrad, das ſich unaufhörlich dreht; aus welchem ein ieder ſchon bei der Geburt ſein Loos zieht, das ihn entweder zur Eins bei der Null, oder zur Null bei der Eins beſtimmt.

Wenige giebt es hier der Gewinnſte, und der Verluſte unzählige; damit — o des Wahnſinns! — der Gewinn, der auf einen einzigen fällt, deſto größer ſey.

Und was iſt denn nun das am Ende für ein herrliches Werk, was uns durch alle dieſe Aufopferungen entſtanden iſt?

Wo duftet denn nun die Blume die aus dieſem unreinen Schutt emporſprießt?

Iſt es der Gedanke, den ich denke?

O dieſer Gedanke iſt mit Bitterkeit erfüllt: er iſt eine wurmſtichige Frucht von dem einladenden Baume im Garten.

Und doch iſt der gegenwärtige Gedanke mein Alles in dieſem Augenblicke. Er iſt in dieſem Augenblick der Schlußſtein des Ganzen, das mich umgiebt; das Reſultat meiner ganzen

vorhergehenden Exiſtenz; der Zweck, die Vollendung meines Daſeyns, wenn ich in dieſem Augenblick aufhörte zu ſeyn.

Und dieſer Gedanke iſt ſelbſt unvollendet; ein ſchwebender Zweifel; eine ewige Frage, die keinen Ruhepunkt findet, zu dem ſie ſich herunterſenken kann.

Und mit dem ſchwebenden unvollendeten Gedanken ſollt' ich aufhören zu ſeyn? Und das wäre alſo der letzte Zweck, die höchſte Vollendung der mich umgebenden Welt in mir?

Der Prediger in der Wüſten.

Wir feiern unſern großen Stiftungs-Tag,
Den wir nach unſerm erſten Stifter nennen;
Doch, wenn der bloße Nahme uns nicht täuſcht,
So feiern wir in dieſem Feſte,
Und in Gemeinſchaft aller guten Menſchen,
Das ſchöne Feſt der Weisheit und der Tugend,
Der ſelbſt Johannes in der Wüſten, unſer Stifter
Mit ſeinem Leben huld'gen mußte,
Um werth zu ſeyn, daß eine ſpäte Nachwelt

Mit

Mit Ehrfurcht ſeinen Nahmen nennt.
O daß doch nun in dieſem Tempel,
Der eine frohe Menſchenzahl umſchließt,
Der Himmel mit der Erde ſich vermähle,
Und das Gefühl von jenem Götterfunken,
Der von dorther ſtammt, des Maurers Bruſt
belebe!
Daß wir dem höchſten und uralten Orden
Der wechſelſeitgen Treue und Gerechtigkeit
Mit allen unſern Maurerzeichen huld'gen
möchten!
Damit der ganzen Welt ſich offenbare,
Daß unſer letzter Zweck das Licht nicht ſcheue,
Und daß kein Frevel ſich zu unſern Mauern naht!

Erinnerungen
aus den früheſten Jahren der Kindheit.

Die allererſten Eindrücke, welche wir in unſrer früheſten Kindheit bekommen, ſind gewiß nicht ſo unwichtig, daß ſie nicht vorzüglich bemerkt zu werden verdienten.

Dieſe Eindrücke machen doch gewiſſermaßen, die Grundlage aller folgenden aus; ſie miſchen

ſich oft unmerklich unter unſre übrigen Ideen, und geben denſelben eine Richtung, die ſie ſonſt vielleicht nicht würden genommen haben.

Wenn die Ideen der Kindheit bei mir erwachen, ſo iſt es mir oft, als ob ich über die kurze Spanne meines Daſeyns zurück ſchauen könnte, und als ob ich nahe dabei wäre, einen Vorhang aufzuziehn, der vor meinen Augen hängt.

Freilich merke ich es deutlich, daß dieſes oft nur Erinnerungen von Erinnerungen ſind. Eine ganz erloſchene Idee war einſt im Traume wieder erwacht, und ich erinnere mich nun des Traumes, und unmittelbar durch denſelben erſt jener wirklichen Vorſtellungen wieder.

Auf die Art weiß ich es, wie meine Mutter mich einſt im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an ſie anſchloß, ich kann die wunderbar angenehme Empfindung nicht beſchreiben, welche mir dieſe Erinnerung gewährt.

In meinem dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsſtadt weg, die

ich ſeitdem nicht wieder geſehen habe. Ich erinnere mich aber dem ohngeachtet noch einiger Gegenſtände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkeln tiefen Stube bei unſerm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu beſuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weſer fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande ſitzen ſahe. Eines Brunnens nicht weit von unſerm Hauſe, deſſen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß geſchwebt hat, und wobei es mir noch jetzt in dieſem Augenblick iſt, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band ſeyn, welches unſern gegenwärtigen Zuſtand an irgend einen vergangenen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unſer Ich ausmacht ſchon einmal, in andern Verhältniſſen, da war?

Unzähligemale weiß ich ſchon, daß ich mich bei irgend einer Kleinigkeit an etwas erinnert habe, und ich wußte ſelbſt nicht recht an was. Es war etwas, daß ich nur im Ganzen um-

faßte, was irgend eine dunkle entfernte Aehnlichkeit mit meinem gegenwärtigen Zuſtande gehabt haben muß, ohne daß ich mir denſelben deutlich entwickeln konnte.

Wenn dasjenige, was jetzt unſer Ich ausmacht, ſchon einmal in andern Verhältniſſen da war, ſo müßten wohl nur die halberloſchnen Kindheitsideen das feine unmerkliche Band ſeyn, wodurch unſer gegenwärtiger Zuſtand an den vergangenen geknüpft würde; ſie ſind gleichſam ein zarter Faden, wodurch wir in der Kette der Weſen befeſtigt ſind, um ſo viel wie möglich iſolirte, für ſich beſtehende Weſen zu ſeyn.

Unſre Kindheit wäre dann der Lethe, aus welchem wir getrunken hätten, um uns nicht in dem vorhergehenden und nachfolgenden Ganzen zu verſchwimmen, ſondern eine individuelle, gehörig umgränzte Perſönlichkeit zu haben.

Wir ſind gleichſam in ein Labyrinth verſetzt, woraus wir den Faden nicht wieder zurück finden können, und ihn auch vielleicht nicht wieder zurück finden ſollen — wir knüpfen

das

daher den Faden der Geſchichte an, wo der Faden unſrer eignen Rückerinnerung reißt, und leben, wo unſre eigne Exiſtenz uns ſchwindet, in der Exiſtenz der Vorwelt zurück.

Noch gab es keinen Theſeus, der aus dieſem verwickelten Lebenslabyrinthe den Ausweg durch Rückerinnerung erfunden hätte, und wenn es einen gäbe, ſo würde man ſehr ſtrenge Beweiſe fordern, welche wir aufzuſtellen ſchwerlich im Stande ſeyn würden: die Rückerinnerung würde alſo ihm allein zu ſtatten kommen, oder vielmehr nicht zu ſtatten kommen; denn ein ſolcher Menſch müßte eine übernatürliche Stärke der Seele beſitzen, oder die Ausſicht, die ſich ihm eröfnete, müßte ihm dem Wahnwitz nahe bringen, er müßte nothwendig ſeine iſolirte Ichheit, ſeine Perſönlichkeit verlieren: er würde lebend aufhören, zu ſeyn.

So lange die Welle über die umgebende Waſſerfläche emporragt, und gewiſſermaßen von dieſer Umgebung abgeſchnitten iſt, hat ſie nur ein für ſich beſtehendes Daſeyn, iſt aber gegen das umgebende Ganze unendlich klein;

ſo bald ſie ſich wieder in das umgebende Ganze verliert, iſt ſie mit demſelben zwar größer, aber ſie iſt nun nicht mehr was ſie war; ſie hat ihren Augenblick ausgedauert, und gerade dieſelben Waſſertropfen werden ſich vielleicht nie wieder zuſammen finden, um eine Welle zu bilden.

Dieß ſind zwar Bilder und Gleichniſſe; allein wegen der großen Aehnlichkeit zwiſchen der Geiſter- und Körperwelt in ihren Verhältniſſen, geben Bilder uns oft mehr Aufſchlüße, als Abſtraktionen, wenn wir ſie immer nur als Bilder betrachten.

Es iſt nicht unangenehm, ſich zuweilen in weiten dämmernden Ausſichten, in Ahndungen und Träumen von einem vergangnen oder künftigen Daseyn anderer Art, wie das Gegenwärtige, zu verlieren, ſobald dieß Verlieren ein bloßes Spiel bleibt, und wir immer wieder zur gehörigen Zeit auf den gegenwärtigen Lebensfleck zurückkehren, von welchen unſre gewiſſeſte Glückſeligkeit abhängt, und wo

wir ſie gleichſam aus der erſten Hand erhalten.

Laune.

Die gute Laune, die Zufriedenheit mit uns ſelber iſt die Mutter aller Tugenden — ſie iſt aber ein koſtbares Ding, und zerbrechlich wie Glas.

Ehe jemand zu einer ſolchen Fertigkeit gekommen iſt, daß nichts ſo leicht die Grundfeſten ſeiner Handlungen mehr erſchüttern kann, muß er über die gute heitere Stimmung ſeiner Seele, wie über eine aufkeimende Pflanze wachen, die der kleinſte Stoß vom Winde zerknicken kann.

In der Folge kann man zwar ſchon etwas dreiſter ſeyn; aber ganz ſicher nie —

Man ſuche nur ſeine Arbeit lieb zu gewinnen, und ſie belohnt einem mit Zufriedenheit und Vergnügen.

Jemehr man ſeines Gegenſtandes Meiſter wird, deſto anziehender wird er für einen.

Vor allen Dingen aber hat man ſich vor jenem tauben Hinbrüten in Acht zu nehmen, wo ohne Ziel und ohne Zweck ein Augenblick nach dem andern verfliegt, ohne daß man gelebt hat.

Zum mindeſten mache man Beobachtungen über ſeinen Zuſtand, wenn einem ſonſt nichts weiter übrig iſt, ſo wird man doch nie ohne eine intereſſante Beſchäftigung ſeyn!

Seelenheilkunde.

Das eigentliche Glück unſres Lebens hängt doch davon ab, daß wir ſo wenig, wie möglich, neidiſch, habſüchtig, eitel, träge, wolluſtig, rachſüchtig u. ſ. w. ſind; denn alles dieß ſind ja Krankheiten der Seele, die uns oft mehr, wie irgend eine körperliche Krankheit, die Tage unſres Lebens verbittern können.

Da nun das Weſen der Seele vorzüglich in ihrer vorſtellenden Kraft beſteht, ſo muß auch der Urſprung der Seelenkrankheiten in irgend einer zur Gewohnheit gewordenen unzweckmäßigen Aeußerung dieſer Kraft zu ſuchen ſeyn. Denn wenn ich hier z. B. von der Trägheit rede, ſo rede ich nicht von ihr, in ſo fern ſie im Körper, ſondern in ſo fern ſie in der vorſtellenden Kraft der Seele gegründet iſt und alſo auch durch eine beſſre Lenkung derſelben ihr wieder abgeholfen werden kann.

Eben ſo wenig aber wie es dem Lahmen etwas helfen würde, wenn ich ihm ſagen wollte: bewege dich — eben ſo wenig würd' ich dadurch auf den Trägen wirken, wenn ich ihm ſagte: ſey nicht träge, oder wenn ich ihm auch zu beweiſen ſuchte, daß es unrecht ſey, träge zu ſeyn.

Ich muß vielmehr der Urſach ſeiner Trägheit in irgend einer verwöhnten Richtung ſei-

ner vorſtellenden Kraft nachſpähen, und der vorzüglich entgegen zu arbeiten ſuchen.

Nun finde ich aber, daß dasjenige, was mich in Thätigkeit erhält, immer das Zuſammendenken von Urſach und Wirkung iſt, indem ich mir die Letztere nur möglich denke, wenn die erſtere vorher gegangen iſt.

Ich ſchließe alſo, daß der Unthätige, der Träge ſeinen Geiſt verwöhnt hat, Wirkung und Urſach gehörig zuſammen zu denken. Er denkt ſich angenehme Wirkungen, ohne auf die Urſach oder die thätige Kraft Rückſicht zu nehmen, wodurch ſie allein möglich gemacht werden können.

Mein Beſtreben wird alſo dahingehen, die Federkraft der Gedanken, den gehörigen Ton in den Vorſtellungen wieder herzuſtellen, wodurch ſie in die nöthige Verbindung gebracht werden, die dazu erfordert wird, wenn ſie Handlungen veranlaſſen ſollen. —

Ich

Ich werde die Vorſtellungen von den Urſachen, in die Vorſtellungen von den Wirkungen die auf eine ſchädliche Weiſe von einander getrennt waren, aufs neue wieder zu verflechten ſuchen.

Ohne dem Trägen jemals irgend einen Vorwurf über ſeine Trägheit zu machen, oder ihm nur den Nahmen Trägheit zu nennen, werde ich, ſo lange die Kur dauert, ihn in allen, was er um ſich her erblickt, in allen Bequemlichkeiten, die er genießt, die Unmöglichkeit der Wirkung, ohne die Urſach, ſo lange bemerken laßen, bis ſeine vorſtellende Kraft ſich endlich ſelbſt zu dieſer immerwährenden Richtung im Denken wieder gewöhnt; ſo daß an irgend einer angenehmen Idee aus der Region der Vorſtellungen von den Wirkungen, ſich immer aus der Region der Vorſtellungen von den Urſachen, die minder angenehme, wodurch jene allein wirklich gemacht werden kann, unwillkührlich anſchließt.

So ſcheint es, daß der Neid vorzüglich in einem Mißbrauch der vergleichenden Kraft der Seele gegründet iſt.

In einer zu groſsen Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe der Dinge, ohne Rückſicht auf die Dinge ſelbſt.

Statt daſs ich alſo die Vorſtellungen des Trägen mehr in Verbindung, in Wirkung und Gegenwirkung auf einander zu bringen ſuche, muſs ich die Vorſtellungen des Neidiſchen, ſo lange die Seelenkur dauert, vom Morgen bis an den Abend, bei allen Gegenſtänden, die er um ſich her erblickt, zu iſoliren ſuchen. Ich muſs ihn durch Uebung lehren, das, womit ſich ſeine Denkkraft beſchäftiget, ganz an und für ſich, und in ſich vollendet, ohne Rückſicht auf irgend etwas anders, zu betrachten. —

Die Habſucht ſcheint in einer Verwöhnung der vorſtellenden Kraft zu liegen, ſich mit den Dingen auſser ſich zu oft zuſammen zu denken; wodurch man am Ende unfähig wird, die gehörigen Grenzlinien zwiſchen ſeinem Ich, und den nächſten Umkreiſen deſſelben zu ziehen. Wo alſo die Anlage zu dieſer Seelenkrankheit bemerkt wird, da kömmt es wohl vorzüglich darauf an, daſs man der ver-

wöhn-

wöhnten Denkkraft vom Morgen bis an den Abend, dadurch entgegen zu arbeiten ſucht, daß man bei der Betrachtung aller äußern Gegenſtände, die Grenzlinie zwiſchen denſelben und unſerm Ich ſo genau wie möglich zieht, — daß man ihren abſtechenden Unwerth gegen das denkende Weſen immer auffallender macht, — die ganze Summe von Vorſtellungen, die unter dem Haben begriffen ſind, gegen diejenigen, die das Seyn in ſich faßt, auf alle Weiſe zu ſchwächen, und zu verdunkeln ſucht.

Bei dem Verſchwender, der ſich ſelber nur zu ſehr genug iſt, ſieht man leicht, daß man den ganz entgegengeſetzten Weg wird gehen müſſen.

Die vorſtellende Kraft des Wollüſtigen iſt zu ſehr auf ſeinen Körper als Materie geheftet. — Man lehre ihn unabläſſig den wunderbaren Bau und Zuſammenſetzung deſſelben, wodurch er zu Bewegung und Eindruck fähig wird, und die Einbildungskraft des Wollüſtigen wird, wenn ſie nicht in hohem Grade verderbt iſt, gereinigt werden.

Die Eitelkeit entſteht aus einer Verwöhnung unſrer Denkkraft, wo wir unſer eignes Ich nicht nur zum Gegenſtande, ſondern auch zugleich zum Zweck unſers Denkens machen. Wir können und müſſen unſer eignes Ich nothwendig zum Gegenſtande unſers Denkens machen, wenn wir je in die Natur unſeres Weſens tiefer eindringen wollen; aber ein edles Gemüth wird doch vorzüglich zu dieſer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelber angeſpornet, um auch andern dadurch nützlich zu ſeyn. — Der eitle Menſch hingegen denkt nichts, als ſich, und denkt ſich, und alles übrige, was er denkt, auch bloß um ſeinetwillen. — Er iſt immer der Mittelpunkt von allem. —

Dieſer Verwöhnung der Denkkraft wird vielleicht am beſten durch ein zweckmäßiges Studium der Geſchichte und Aſtronomie entgegen gearbeitet werden können. — Dieſe Seelenkrankheit iſt übrigens vielleicht am ſchwerſten zu heilen; ſie iſt zu ſehr in das Innerſte des Menſchen verwebt; man müßte ihn gleichſam aus ſich ſelbſt herausreißen. — Wenn die Kur nicht gefährlicher wäre, als die Krank-

heit

heit, ſo würde man ſie vielleicht noch am erſten unterdrücken können, indem man bei einem ſehr eitlen Menſchen die vergleichende und Verhältniſſe beobachtende Kraft der Seele vorzüglich zu erwecken ſuchte, wodurch aber wieder der Neid als eine neue und gefährlichere Seelenkrankheit verurſacht werden würde.

Die Schöpfung in der Seele des Menſchen.
(Er ſcheidete das Licht von der Finſterniß.)

Auf den erſten Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß, folgte der zweite große Unterſchied zwiſchen Himmel und Erde; und dann der dritte zwiſchen Erde und Waſſer.

Es iſt gleichſam, als ob der betrachtende Menſch dieſe großen Unterſchiede erſt hätte bemerken müſſen, ehe noch ſeine Aufmerkſamkeit aus die kleinern fallen konnte.

Nachdem er ſich oft über die größte Erſcheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und über die dämmernde Nacht gewundert

hatte, ſo fiel ſeine Aufmerkſamkeit auf einen neuen Unterſchied indem er erſt über ſich und dann vor ſich nieder blickte, oben das glänzende Blau des Himmels, und zu ſeinen Füßen die dunklere, feſte Erde ſahe.

Nachdem dieſer Unterſchied ſeine Sinne genug beſchäftiget hatte, ſo fing er nun an auf der Erde ſelbſt, worauf ſonſt noch alles ohne Figur und Geſtalt vor ſeinen Blicken ſchwankte, den auffallendſten Unterſchied zwiſchen der undurchſichtigen Erde und dem ſpiegelhellen Waſſer zu bemerken.

Und nun entdeckte er allmälig die kleinern Unterſchiede zwiſchen den Gegenſtänden, die ihm ſonſt noch alle in eins zu fließen ſchienen; zuerſt hielt ſich ſeine Aufmerkſamkeit an den lebloſen Gegenſtänden feſt, weil dieſe ſeiner Vorſtellung nicht ſo ſchnell entwiſchen konnten.

Aufmerkſamer betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte ſich ein Bild von den Bäumen und Pflanzen ein, die auf ihr wachſen; er blickte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne

von dem Himmel, an dem ſie glänzten, unterſcheiden.

Endlich gelang es ihm auch ſich ein feſtes Bild von den lebenden und webenden Geſchöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fiſchen im Waſſer, und von den Thieren auf der Erde einzuprägen.

Nachdem er auf die Weiſe die ganze Natur außer ſich unterſcheiden gelernt hatte, ſo gelangte er zu dem völligen ſüßen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, wodurch er ſich von allem, was ihn umgab, unterſchied. — Wie natürlich ſind dieſer Erzählung zugleich die ſimpelſten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, welche durch die beſtändige Wiederkehr einer und ebenderſelben Naturerſcheinung, Morgen und Abend, nothwendig erweckt werden mußten; daher die öftere Wiederholung: ſo ward aus Abend und Morgen der erſte, zweite Tag u. ſ. w.

So lange der Menſch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichſam ein Chaos für ihn geweſen ſeyn, worin er nichts unterſcheiden konnte, wo alles wüſte und leer war, und

Dunkel und Finſterniß herrſchte — Da aber die Sprache mit ihren erſten Tönen die ſchlummernde Vorſtellungskraft erweckte, da fing es an zu tagen; und die Morgendämmerung brach hervor — die Schöpfung, welche der Menſch vorher als eine unförmliche und ungebildete Maſſe betrachtet hatte, bekam nun allmälig in ſeiner Vorſtellung Bildung und Form, das blaue Gewölbe des Himmels zog ſich über ihm in die Höhe, und vor ihm ſank die Fläche der Erde. — Die Waſſer ſammelten ſich in Meere und Flüſſe, und vor ſeinen Blikken ragte das Land empor — die Ceder und der Grashalm gewannen in ſeiner Vorſtellung Umfang und Geſtalt — die Sonne am Himmel ründete ſich in ſeinem Auge — jedes Thier erhielt ſeine Form, und ſtand in ſeiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Menſch allmälig das Einzelne im Ganzen unterſcheiden — wie ein Schiffer in trüber Dämmerung erſt nichts als Himmel und Waſſer ſiehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das ſich erſt unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge im-

mer

mer näher kömmt, und immer mehr Geſtalt und Form gewinnt, daß der ſpähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüſſe, und endlich gar Bäume, Hütten und wandelnde Menſchen darauf unterſcheiden kann, und nun die ganze ſchöne Landſchaft geſchmückt mit Wäldern und Wieſen, und von Bächen und Flüſſen durchſchnitten, im Glanz der Morgenſonne vor ihm da liegt.

Hephata!

Daß nicht die Sprache gleichſam ein zufälliger Fund des Menſchen ſey, wodurch er ſich vom Thier unterſcheidet, ſondern daß ſeine Denkkraft an und für ſich ſelbſt ihn ſchon vom Thier unterſcheidet, indem ſie ſich ſelbſt unter dem Mangel artikulirter Töne, empor arbeitet, und ſich eine Sprache ſchaft, ſie mag auch die Materialien dazu nehmen, woher ſie wolle. — Diß lehrt uns der Taub- und Stummgebohrne.

Jeder durchbrechende Strahl der Vernunft muß uns bey einem Taub- und Stummgebohrnen vorzüglich willkommen ſeyn, weil wir hieraus die Macht des menſchlichen Geiſtes erkennen

nen, der ſelbſt durch die Beraubung eines ganzen Sinnes nicht unterdrückt werden und von ſeinem eigenthümlichen Weſen, von ſeiner eigentlichen vorſtellenden Kraft, nichts verlieren kann — obgleich eine der Pforten, wodurch täglich eine ſolche Menge Ideen einſtrömen, gänzlich verſchloſſen iſt. —

Wie groß aber dieſer Mangel ſey, läßt ſich ſchon aus der Betrachtung abnehmen, daß durch das Ohr in eben der Zeit die vergangne oder entfernte Welt vor die Seele gebracht werden kann, in welcher die gegenwärtige ſichtbare Welt ihr durch das Auge dargeſtellt wird. —

Ohne daß meine Vorſtellung von den vier Wänden und den Fenſtern meines Zimmers, welche jetzt mein wirkliches Daſeyn einſchließen, nur im mindeſten unterbrochen oder geſtört wird — kann ich einer Erzählung von Bergen, Thälern, reißenden Strömen, und Schlachten zuhören, dabei bleiben aber meine Ideen in ihrer Ordnung —

Durch das Auge, in welchem ſich nichts als die vier Wände und die Fenſter meiner Stube darſtellen, werde ich auf den gegenwärtigen

tigen Fleck meines Daſeyns fixirt — und kann nun meine übrigen Vorſtellungen ſicher über Meere, Berg' und Thäler umherſchweifen laſſen — es ſteht jeden Augenblick in meiner Macht, ſie auf den gegenwärtigen Fleck wieder zurück zu rufen. —

Die einförmigern ſich gleich bleibendern Geſichtsideen ſind gleichſam der Stift, um welchen ſich die ungeheure Mannichfaltigkeit der zuſtrömenden Gehörsideen drehet. — Ich habe einen feſten Mittelpunkt meiner Vorſtellungen — meine Begriffe ſind nicht in Gefahr, ſich zu verwirren. —

Die Vergangenheit hüllt ſich in das Gewand der Worte ein, um den immer neu aufſteigenden Bildern Platz zu machen, und demohngeachtet nicht zu verſchwinden. — Meine ganze vorſtellende Kraft iſt in einer andern Lage, bei dem, was ich mit meinen Augen ſehe, und bei dem, was ich nur mit meinen Ohren erzählen höre. —

Ja, es ſcheint, als wenn ohne das Ohr weder Vergangenheit noch Zukunft in unſrer Vorſtellung recht ſtatt finden könnte —

denn

denn bei dem Auge iſt beſtändige Gegenwart, durch das Auge wird

Die Nebeneinanderſtellung,

durch das Ohr

die Succeſſion der Ideen bewirkt.

Auge — Ohr —

Mahlerei — Muſik —

Nebeneinanderſtellung — Succeſſion —

Die ſchönen Künſte ſind ein Abdruck der Natur im verjüngten Maaßſtabe —

Die ganze äußre Welt ſowohl als unſre innre Ideenwelt zerfällt in

Mahlerei und Muſik —

Bild und Wort —

Sache und Rede. —

Unſre Vorſtellungen ſind die Mahlerei der Welt, ſie können nur darſtellen, was auf einmal da iſt — unſre Sprache iſt die Muſik unſrer Vorſtellungen — ſie ſchildert das

auf-

Aufeinanderfolgende, ſie läßt unſre Gedanken, unbeſchadet des Gegenwärtigen, in die Vergangenheit und in die Zukunft ſchweifen — bewahrt in dem kleinen Umfange von vier und zwanzig artikulirten Tönen, den Schatz der jedesmaligen Denkbarkeit irgend eines Stücks aus der ganzen ungeheuren Ideenwelt auf. —

Das Ohr hat bei mir die Vergangenheit immer mehr an die Gegenwart geknüpft, als das Auge. —

So oft ich an einem entfernten Orte war, und über dem Anblick der Häuſer, der Thürme, des Steinpflaſters alles Vergangne und Entfernte vergaß, und mich nur auf den gegenwärtigen armen Fleck meiner Exiſtenz eingeſchränkt fühlte, war es der Klang der Glokken, der mich zurückrief, und mir Vergangenheit und Entfernung wieder lebhaft vor die Seele brachte. —

Woher käme das; als weil die Succeſſion der Ideen durch den Schall in meiner Seele angeregt und herrſchend geworden war? —

Alle die ſichtbaren Gegenſtände um mich her ſchienen dann auch eine andere Geſtalt anzunehmen — ſie kamen mir in einem andern Lichte vor, da ich ſie mit dem Vergangnen und Entfernten zuſammenſtellte. —

Wäre aber die mit der Vorſtellung des Gegenwärtigen gleichzeitig verbundne Vorſtellung des Vergangnen und Entfernten nichts als das Reſultat von der Zuſammenſtellung zweier ſinnlichen Werkzeuge, wie Auge und Ohr — ſo müßte bei dem Mangel oder der Unbrauchbarkeit des einen oder des andern dieſer ſinnlichen Werkzeuge die vorſtellende Kraft gleichſam halbirt, bei dem Blindgebohrnen müßte nichts, als Succeſſion, und bei dem Taub- und Stummgebohrnen nichts als Nebeneinanderſtellung der Ideen ſtatt finden. —

Arbeitet ſich aber die vorſtellende Kraft ſelbſt durch den Mangel oder Unbrauchbarkeit eines dieſer ſinnlichen Werkzeuge durch — und ſucht ſie ſich ſelber dieſen Mangel auf irgend eine Art zu erſetzen, ſo muß ſie nothwendig mehr als das bloße Reſultat der Zuſammenſtellung dieſer ſinnlichen Werkzeuge ſeyn. —

In

In dieſer Rückſicht ſind alſo ſorgfältige Beobachtungen über Taubſtumme gewiß von ſehr großem Werth — und ſind für den Denker ſogar zu deſſen Beruhigung nöthig. — Dieſer kann ſich nicht enthalten, ſich allemal in die Stelle des unglücklichſten unter ſeinen Mitgeſchöpfen zu ſetzen; und würde ſich ſeiner eignen Vorzüge nicht wohl freuen können, ſo bald er glauben müßte, daß irgend eines ſeiner Nebengeſchöpfe eigentlich vernachläſſiget wäre — denn er betrachtet die Sache derſelben, als ſeine eigne Sache. — Es liegt ihm daran, daß auch ein Taub- und Stummgebohrner das edle Vergnügen des Denkens genieße, worauf derſelbe ſowohl als irgend ein andres Weſen ſeiner Art gerechte Anſprüche machen kann.

Schrecklich wäre der Zufall der Geburt, wenn ein Taub- und Stummgebohrner nie vernünftig denken könnte. — Mein Selbſtgefühl ſchaudert vor dieſem Gedanken, wie vor dem Rande eines Abgrundes zurück. — Mir ſchwindelt vor dieſer fürchterlichen Nähe des Zufalls, dem ich durch nichts hätte ausweichen können — ich fühle mich taub- und ſtummgebohren — und ſollte nie vernünftig denken — ein Ich ohne Ichheit — ein Weſen ohne Zweck — ein wandelnder Traum ſeyn? —

Kömmt nicht durch das vernünftige Denken erſt Plan und Zweck in mein ganzes Leben? — Würde ohne dieſe Eigenſchaft mir nicht mein Daſeyn ſelbſt eine Marter ſeyn? Und iſt es mir nicht eine Marter geweſen, ſo oft ich meine ganze Denkkraft nicht wirken, und durch ſie die Nebel, welche meinen Geiſt umhüllten, zerſtreuen ließ? —

Wie unſicher ſtünde es denn um meine eigne Menſchheit, wenn es Taubſtumme gäbe, die wirklich wegen Mangel der Sprache nur halb Menſch und halb Thier wären, und dieß nun einmal nothwendig ſeyn müßten! —

Man kann kein Bild, keine Figur erfinden, die nicht außer der Idee des Menſchen noch irgend wo in der Natur ſtatt finde — aber die ganze Natur außer dem Menſchen, die ganze Thierwelt und alle Flüſſe und Winde bringen keinen artikulirten Ton hervor. — Dieſer iſt und bleibt das Eigenthum des Menſchen, wodurch er ſich gleichſam zum Herrn der ihn umgebenden Natur macht, und alles unter das Gebiet ſeiner allmächtigen Denkkraft zwingt. —

Er

Er kann das unermeßliche Weltall, welches vor ihm ſteht, vermittelſt dieſer Zeichen in- und auseinanderwickeln — auf der Walze ſtehen vier und zwanzig Stifte, in denen die unendliche Harmonie dieſes ganzen Weltalls mit allen ihren Melodien ſchlummert. —

Dieß erhabene Werkzeug des Denkens iſt nun gleichſam aus der Seele des Taubſtummen herausgenommen — was iſt an deſſen Stelle geſetzt? —

Iſt es etwas dem ungeheuren Umfange der chineſiſchen Bilderſchrift ähnliches, ſtatt der ſimpeln Buchſtabenſchrift? —

So müßte es dem Taubſtummen eben ſo erſtaunlich ſchwer werden, jemals ſchnell und geläufig zu ſchreiben und zu leſen. —

Das Werkzeug des Denkens bei dem Taubſtummen würde ſtets zu unbehülflich bleiben, ſich der umgebenden Welt damit zu bemächtigen — die umgebende Welt würde ſich vielmehr ſeiner bemächtigen, ſie würde ſich mehr in ihm darſtellen, als daß er ſich dieſelbe vorſtellte. — Seine Denkkraft verhielte ſich immer mehr leidend, als thätig. — Wie ſoll ſie ſich unter dieſem Druck, unter dieſem Mangel emporarbeiten — auf welche Art wird

die Denkkraft in dem ganzen Leben eines Taubſtummen erhöht?

Sie kann nicht anders erhöht werden, als durch ein beſtändiges Streben nach Simplificirung der Zeichen, vermöge deren der Taubſtumme die ihn umgebende Welt in ſeinem Kopfe zu ordnen ſucht — erlangt er nun gleich durch dieſes Streben nie ſeinen Zweck, ſo iſt doch dieß unwillkürliche Streben ſelbſt ſchon eine unmerkliche Uebung der Denkkraft — und wenn es vorzüglich auf Erhöhung derſelben ankömmt, ſo iſt es gleichviel, wodurch ſie erhöht wird. —

Indem der Taubſtumme, durch das Bedürfniß, ſich andern verſtändlich zu machen, genöthigt wird, Zeichen zu erfinden, bei denen andere ſich irgend ein Ganzes denken ſollen, ſo wie er es ſich dabei denkt, und indem er zu dem Ende irgend einen Theil eines Ganzen zum Zeichen des Ganzen macht — ſo lernt er unvermerkt, das einzelne mit beſtändiger Rückſicht auf das Ganze, betrachten. — Und daß wir dieß, ſey es auch auf noch ſo verſchiedene Weiſe, lernen — ſcheinet doch der eigentliche Endzweck unſres Erdenlebens zu ſeyn. —

Kein denkendes Geſchöpf, bei dem dieſer Endzweck, ſey es auch auf

wel-

welche Art es wolle, erreicht iſt, ſcheint mir vernachläſſiget zu ſeyn. —

Nehme ich dieſes zum letzten Zweck bei der Schöpfung der Geiſterwelt an, ſo löſen ſich mir alle Räthſel in der moraliſchen Welt auf — ich ſehe nichts, als Plan, Ordnung und Zuſammenhang, wo ich ſonſt nur zweckloſes Streben, Unordnung und Verwirrung ſahe.

In dieſem letzten großen Geſichtspunkte müſſen alle übrigen zuſammentreffen — und jede andere Betrachtung muß ſich in dieſer verlieren.

Es kömmt, in der allerletzten Rückſicht, nicht ſowohl auf den Gegenſtand des Denkens, als auf das Denken ſelber, und die dadurch erworbnen bleibenden Fertigkeiten der Seele an. —

Ob nun der Taubſtumme ſeine Denkkraft an der Sache ſelber oder an den Zeichen übt, wodurch er, vom Bedürfniß ſich verſtändlich zu machen, gedrungen, die Vorſtellungen von den Sachen ſelbſt in ſeinem Kopfe zu ordnen ſucht, dieß iſt in Anſehung der eigentlichen Veredlung ſeines Weſens daſſelbe. —

Der gegenwärtige Gebrauch unſerer Denkkraft ſcheint nach dieſem allen noch nicht Zweck zu ſeyn, ſondern es ſcheint, als ob ſie durch denſelben nur gleichſam zu einem höheren Gebrauch erſt geſchliffen werden ſoll. —

Dieſer Gedanke beruhigt und tröſtet mich beim Anblick der moraliſchen Welt — ich betrachte ſie als Gerüſte um ein Gebäude — das einſt aus dieſer Entſtellung rein geglättet und majeſtätiſch emporſteigen wird, wenn das unbrauchbar gewordene Gerüſte umher wegfällt. —

Der Taubſtumme übt ſeine Denkkraft, indem er von dem Bilde des Königes den Stern auf der Bruſt deſſelben heraushebt, und ihn

zum Zeichen des Ganzen macht — ich übe meine Denkkraft indem ich über dieſe Bezeichnungsart des Taubſtummen Betrachtungen anſtelle — und wir ſind beide unvermerkt dem Ziele der Erhöhung unſers Weſens näher gerückt. —

Der letzte Zweck des menſchlichen Denkens.

Geſichtspunkt

iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich oft bedient, ohne recht aufmerkſam auf den Begriff zu ſeyn, welchen er bezeichnet, und welcher vielleicht einer unſerer ſchwerſten Begriffe iſt. —

Zu jeder deutlichen Vorſtellung gehöret gleichſam ein Mittelpunkt und ein Umkreis — ſetze ich nun den ſeynſollenden Mittelpunkt eines Umkreiſes nicht gerade in die Mitte deſſelben, ſo kann ich unmöglich eine deutliche Idee von dem Umkreiſe erhalten, der eine Theil deſſelben muß gleichſam aus der Sphäre meiner Betrachtung wegfallen — ich urtheile daher falſch — das Wohlgeordnete und Gerade kömmt mir ſchief, ungrade vor — ich habe die Sache nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet. —

Der Mittelpunkt des Umkreiſes iſt der Zweck, worauf ſich alles übrige bezieht, wie die Radien eines Zirkels auf den Mittelpunkt deſſelben. — Nehme ich z. B. einen untergeordneten Zweck für den Hauptzweck, ſo muß mir nothwendig ein groſſer Theil der Dinge, die ich aus einem Geſichtspunkte betrachte, unzweckmäßig ſcheinen — der Zirkel iſt nicht gehörig gerundet — ich kann die Sache nicht faſſen. —

Nun ſagt man aber, gewiß aus einem dunklen Gefühl der eingeſchränkten Kraft unſers

Den-

Denkens, den rechten Geſichtspunkt treffen — gleichſam, als ob man nur zufälliger Weiſe darauf ſtieße, indem man treffen muß, wie etwa der ſchwarze Punkt in der weißen Scheibe von dem geübten Schützen getroffen wird. —

Worin beſteht nun aber dieſe Kraft, den rechten Geſichtspnnkt zu treffen?

Der Schütze hat den ſchwarzen Punkt in der weißen Scheibe ſchon vor ſich — er hat den Geſichtspunkt ſchon, es kömmt nur darauf an, daß er dieſen Geſichtspunkt unverrückt erhält, damit der Schuß nicht vorbeitreffe. —

Indem wir aber unſre Ideen ordnen, ſo ſollen wir den rechten Geſichtspunkt ſelbſt erſt finden — wir nehmen auf gut Glück einen an, und beſchreiben aus demſelben einen Zirkel — eine große Anzahl unſrer Ideen will ſich nicht hineinfügen und fällt außer dieſem Zirkel — wir ſehen zwar einige Ordnung und Beziehung in unſern Gedanken — aber alles will ſich nicht in dieſe Ordnung hineinziehen laſſen — wir wählen daher einen andern Geſichtspunkt, und kommen endlich durch mehrere mißlungne Verſuche auf den rechten — ſo wie bei einer Art von Rechenexempeln, wo man auch erſt durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man ſetzt, das Verlangte herausbringt. — Wir müſſen auf die Weiſe ſelbſt die Wahrheit gewiſſermaßen nur zufälliger Weiſe finden — und darin beſteht das Weſen, die ewige Tendenz unſrer Denkkraft — den ganzen Umfang unſrer Ideen auf irgend einen Mittelpunkt zu beziehen, worin ſie alle wie die Radien eines Zirkels ſich vereinigen — dieſen Mittelpunkt ausfindig zu machen, dahin iſt das Streben aller denkenden Köpfe in jedem Zeitalter gegangen. — Es iſt das Weſen unſrer Seele, ſo wie es zum Weſen der Spinne gehört, ſich zu dem Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen. — Dieſe Tendenz nach Wahrheit nach Bezie-

hung

hung und Ordnung in unſern Gedanken und Vorſtellungen iſt unſer Inſtinkt, es iſt ein Beſtreben, wozu wir weiter kein Motiv haben, als die Natur unſres Weſens.

Daß wir aber des rechten Geſichtspunktes auch verfehlen *können*, und die Natur unſres Weſens nicht bis dahin reicht, daß wir ihn nothwendig treffen *müſſen* — dieß giebt unſerm Denken *Freiheit*, und nimmt unſrer Denkkraft wieder das Inſtinktmäßige — daß wir irren *können*, iſt daher einer unſer edelſten Vorzüge — es iſt uns zwar unmöglich, nach dem Irrthum zu ſtreben — aber es iſt uns möglich, demohngeachtet auf den Irrthum zu gerathen — und nachher wieder einzuſehen daß wir darauf gerathen ſind — dieß giebt unſrer Denkkraft *Selbſtthätigkeit* — ſie *muß* ihrer Natur nach immer nach Wahrheit ſtreben — aber ſie *muß* ſie nicht ihrer Natur nach auch finden — ſie muß das Mannichfaltige auf einen Zweck zu beziehen ſuchen — das heißt: ſie muß aus dem Mannichfaltigen einen Gegenſtand herausheben, den ſie zum Mittelpunkt der übrigen macht — aber ſie kann ſich dieſen Gegenſtand ſelber *wählen* — ſie kann jedes Einzelne in irgend einem Ganzem mit der Würde des Zwecks bekleiden, und dem Ganzen Beziehung darauf geben. —

Dieß hat ſie auch gethan — keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft iſt wohl z. B. die nicht einmal in dem Kopfe irgend eines Menſchen zum Zweck alles übrigen gemacht wäre. —

Nun kann alſo ein Wetteifer unter allen den verſchiednen denkenden Kräften auf Erden entſtehen — indem immer einer noch einen beſſern Geſichtspunkt als der andere findet, woraus er die Dinge betrachtet, und man auf die Weiſe dem eigentlichen Mittelpunkte, oder dem eigentlichen Ziel alles menſchlichen Denkens immer näher kommt, ohne es vielleicht je ganz zu erreichen. — —

Moritz, Karl Philipp

Die große Loge oder der Freimaurer mit Wage und Senkblei

Berlin 1793

H.g.hum. 450 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00042883-3
VD18 10691243